GRUPPE M

die WELT in der wir WOHNTEN

Copyrighted material

Über die Autoren der Gruppe M:

Claudia Basrawi ist Schauspielerin und Autorin. Ihr letztes Buch *Mittelmeeranämie* erschien 2009 (bbooks Verlag). An der Seite von Nina Proll spielte sie eine Hauptrolle in dem Kultkinofilm *Die Quereinsteigerinnen* und ist Gründungsmitglied der Theatergruppe *400Asa Nord* (u. a. *Der Sumpf*).

Michael Horn, bildender Künstler und Architekt, zog es 2000 von Berlin nach Hamburg, um sich gänzlich und sehr erfolgreich der Architektur zu verschreiben und dem Autoren- und Künstlertum den Rücken zu kehren.

Mario Mentrup ist seit 2001 Co-Verleger im Maas Media Verlag, Autor, Schauspieler (*Kudamm Security*, *Die Quereinsteigerinnen*, *My Sweet Home*). Ex-Frontman der Noise-Rockband KNOCHEN GIRL. Seit 2005 macht er eigene Filme zusammen mit Volker Sattel, darunter *Stadt des Lichts*, *Ich begehre*, *Der Adler ist fort.*

Copyrighted material

Dank an:

Darius James, Stewart Home, Erich Maas, Maria Morais (Gruppe M),
Ludger Müller, Dr. Erhard Naumann, Dr. Annegret Presting-Koité,
Gundula Schmitz (Gruppe M), Jörg Schürmann

Erschienen im Maas Media Verlag, Berlin
Erstauflage Februar 2002 / pdf Version 2010
MaasMedia Vol. 16

Copyright © 2002 Claudia Basrawi, Michael Horn, Mario Mentrup
Alle Rechte vorbehalten

Satz: LAURA MARS GRP.,Berlin
Coverdesign: GRUPPE M
Redaktion: Ludger Müller
Druck und Bindung: Majuskel Medienproduktion GmbH, Giessen

Printed in Germany 2002
ISBN 978-3-940999-07-8

MaasMedia Verlag: www.maasmedia.net

Copyrighted material

Die Welt in der wir wohnten

"Welche Furcht hält uns davon ab,
Wahrheiten niederzuschreiben, die nur dem
Nutzen der menschlichen Gesellschaft
dienen können?"

aus "Therese philosophe", dem Marquis d'Argens
zugeschrieben.

"Verspotte niemanden. Ganz im Grunde
versteht kein Mensch einen Spaß, den
man mit ihm macht."

aus "Letzte Lockerung. Handbrevier für
Hochstapler", von Walter Serner

Copyrighted material

Kapitel 1

"Welcome!"

"Danke, ich spreche deutsch."

Mechanisch gab der Zollbeamte Paul Boettcher den Paß zurück.

Angekommen, dachte Boettcher.

Das ist also Berlin. Er stellte seine Tasche ab und hielt nach einem Gepäckwagen Ausschau.

Er wußte genau, welchen Schildern zu folgen war, denn wie immer hatte er sich gut vorbereitet. Neun Stunden Flug; das Bedürfnis sich auszuruhen saß tief, obwohl er während des Fluges ohnehin die meiste Zeit geschlafen hatte. Boettcher sah seine Koffer auf dem kleinen Fließband herantrollern. Er hatte schon befürchtet, daß sein Gepäck verloren gegangen wäre, wie vor ein paar Jahren in Madrid. Doch alles war gut. Das *Zeug*, wie er es auf deutsch zu nennen pflegte, war noch da: seine Bücher, seine Fotos und die geliebte *Schreibmaschine*, ein winziger, aber leistungsfähiger Laptop.

Er kannte Deutschland zwar aus unzähligen Büchern und Dokumentarfilmen, doch schon jetzt mußte er feststellen, daß die Wirklichkeit mal wieder anders aussah.

Ein Flughafen wie in den Staaten, nur kleiner. Die gleichen aufgedonnerten Stewardessen, er wurde bei Frauen in Uniformen immer ein bißchen geil, Reisegruppen, die ihre Gepäckburgen mitten im Weg aufbauten, Zeitungsverkäufer und so weiter. Über die Durchsagen, die in einem fürchterlichen Englisch heruntergeleiert wurden, mußte er ein wenig lächeln. Das Klima war, wie er es vermutet hatte: kühl und trocken.

Boettcher winkte ein Taxi heran. Er verstaute sein Gepäck im Kofferraum und nahm die Tasche zu sich nach hinten. Der Fahrer drehte sich um und Boettcher nannte seine Adresse. Aus den USA war Boettcher einiges gewohnt, aber der Mann, den er jetzt vor sich hatte, war eine Klasse für sich. Dieser Taxifahrer wäre in New York von keinem Taxifahrer mitgenommen worden, dachte sich Paul.

Während der Fahrt schaute Paul Boettcher aus dem Fenster und sah eine Stadtlandschaft an sich vorbeiziehen, die so wirkte, als hätten Städteplaner und Baubehörden keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wie eine Metropole aussehen müßte. Er erkannte verschiedene Bauepochen. Viele alte Gebäude schienen vom Krieg verschont geblieben zu sein. Boettcher versuchte, sich ein Bild von Berlin zu machen. Im Gegensatz zu den meisten anderen europäischen Städten, die er kannte, waren hier die mächtigen Häuserfronten durch parkähnliche Grünanlagen aufgelockert worden. Fußgänger spazierten auf den breiten Bürgersteigen der Geschäftsstraßen. Große Werbesymbole wie ein Mercedes Benz-Stern prägten sich ein. An einer Ampel warteten zwei alte Frauen mit Kinderwagen. Eine Gruppe von Jugendlichen stand, Fleischspieße verzehrend, an einer Imbißbude. Die Stadt machte einen schäbigen Eindruck, aber es war eine Schäbigkeit mit Geschichte. Das freute Boettcher.

Nach einer dreiviertel Stunde war er am Ziel. Hier war großzügig gebaut worden. Sehr imposante Gründerzeitvillen, umgeben von liebevoll gepflegten Miniaturparks, erinnerten Boettcher an die Romane von Theodor Fontane. Aber auch die Lithographien der Expressionisten kamen ihm in den Sinn. Als wenn hinter all der Pracht des aufstrebenden Bürgertums mit seiner vermeintlichen oder auch wirklichen Selbstzufriedenheit schon das zerstörerische Element des Zweifels lauerte. Paul Boettcher war froh, daß man ihn in dieser Gegend untergebracht hatte. Er hoffte, daß sich nun vieles, das er aus Büchern kannte, zu einem plastischen Bild verdichten würde.

"Einundreißigsiebzig."

Beim Bezahlen versuchte er, Frankenstein Junior nicht auf die fleischige Nase zu starren. Als Boettcher ausstieg, fiel sein Blick auf eine Villa, die von einem Turm und unzähligen Dachvorsprüngen gekrönt war. Das sollte nun sein neues Zuhause werden.

Bevor Paul Boettcher den gußeisernen Zaun des Grundstücks öffnete, überprüfte er nochmals die Adresse. Der Kiesweg zum Haupteingang mußte gerade erst geharkt worden sein, es waren keine Fußspuren zu sehen. Auch der Rasen schien

äußerst gepflegt. Im hinteren Teil des Grundstücks schimmerte ein See. *Die Deutschen lassen sich nicht lumpen.* Diese Redewendung kannte er aus einem Roman von Hans Fallada. Der Titel war ihm momentan entfallen. Er klingelte beim Hausmeister. Erhardt stand auf dem Schild. Einer seiner Lieblingsfilme, von Ernst Lubitsch, fiel ihm ein, "To be or not to be". *Konzentrati - onslager-Erhardt*, dachte er und mußte grinsen. Die große Haustür sprang auf, und Boettcher betrat das nur schwach beleuchtete Foyer. Der Hausmeister empfing ihn auf der untersten Stufe einer breiten, schwungvoll aufstrebenden Marmortreppe. Herr Erhardt sah aus wie die typische Besetzung eines Hausmeisters für einen Fassbinder-Film, und er benahm sich auch so bemüht korrekt, wie man sich Hausmeister vorstellte. Er holte Boettchers Gepäck herein und bemerkte, daß es heute wohl noch Regen geben werde. Vom Treppenhaus der Villa war Paul Boettcher schwer beeindruckt. Genau so, hatte er wohnen wollen. Erhardt zeigte Boettcher die Stipendiatenwohnung. Das ganze Prozedere dauerte etwa 15 Minuten. Er erhielt einen Schlüssel für Haus und Wohnung. Wenn er Fragen habe, könne er sich jederzeit an ihn, Hausmeister Erhardt, wenden.

Paul Boettcher schloß die Wohnungstür von innen ab. Angekommen. Eine angenehm eingerichtete Zweizimmerwohnung mit separater Küche war jetzt sein Zuhause. Im großen Zimmer stand ein schwerer Eichenschreibtisch, darauf frische Blumen und ein Aschenbecher. Boettcher lächelte. Er hatte hier auf den Straßen verschiedene Leute gesehen, die rauchten.

Am nächsten Morgen war Boettcher mit Herrn Dr. Waffnewski verabredet. Telefonisch bestellte er ein Taxi, um zur Neuen Nationalgalerie zu fahren. Die Taxifahrerin war geschmacklos gekleidet und hatte ein teigiges Gesicht. Frankensteins Braut. Boettcher war gespannt, was ihn beim nächsten Taxifahrer erwarten würde. Auf der Fahrt zum Museum vertiefte er sich in den Briefverkehr, den er bisher mit Waffnewski geführt hatte. Er wollte auf keinen Fall einen unvorbereiteten Eindruck machen.

Die Neue Nationalgalerie von Mies van der Rohe war für ihn schon immer eines der schönsten Gebäude überhaupt ge-

wesen. Doch jetzt leibhaftig in der Halle unter dem quadratischen Dach zu stehen, ließ ihn für ein paar Sekunden regelrecht erstarren; ausgewogene Proportionen, einfaches und doch elegantes Baumaterial, Großzügigkeit als Raumgefühl: Funktionalität und Ästhetik korrespondierten in einer geradezu meisterhaften Leichtigkeit. Dr. Waffnewski kam auf ihn zu. Mit seinem schmalen Lächeln war er das perfekte Abbild eines mitteleuropäischen Intellektuellen: schlanke Statur, elegant, aber unauffällig im englischen Stil gekleidet, schütteres Haar, Hornbrille, vergeistigt. Er wirkte etwas abwesend.

Waffnewski kränkelte leicht und gab sich alle Mühe dieses auch herauszustellen.

Er sei untröstlich gestern nicht auf dem Flughafen zur Stelle gewesen zu sein, entschuldigte er sich. Aber jetzt wolle er seinen amerikanischen Kollegen begrüßen und dabei ein bißchen über "unsere gemeinsame Leidenschaft, die deutsche Sprache, reden".

Sie machten einen Rundgang durch die Sammlung der Klassischen Moderne. So verging die Zeit, während Boettcher und Waffnewski über mittelhochdeutsche Literatur diskutierten. Paul Boettcher hatte bis dahin nur wenige europäische Intellektuelle kennengelernt, war daher geschickt genug, sich zurückzuhalten, bescheiden zu wirken und vor allem, seinem Gegenüber nach dem Munde zu reden. Der Doktor war sehr angetan und lud ihn unverzüglich zu sich und seiner Gattin ein. Boettcher nahm dankend an. Das würde er auch noch überstehen. Das war alles nicht so schlimm. Hauptsache, er war in Zukunft ungestört bei der Verfolgung zweier Ziele: einer vollständigen Ahnenforschung und der Einrichtung seines Lebensmittelpunktes in Deutschland.

Kapitel 2

Wann waren ihm eigentlich die ersten Haare ausgefallen?

Walter Schwab stand in dem kleinen Badezimmer seiner 40-Q-Wohnung und schaute in den Spiegel.

Muß mal wieder hier durchwischen, dachte Schwab beim Blick auf den gekachelten Fußboden und glaubte, in den Spiegel schauend, sich zu erinnern, daß der Haarausfall im Alter von vierundzwanzig Jahren begonnen hatte. Das Haupthaar war jedenfalls stark gelichtet. Er nahm den Stahlkamm, der wie immer neben der Seife lag und begann die Schläfenhaare über die lichten Stellen des Kopfes zu kämmen. Wenigstens sollte der Scheitel sauber gekämmt sein. Er strich mit dem Kamm noch ein paar Mal über die wenigen widerspenstigen Strähnen.

Ja, so kann man sich sehen lassen, brummte er vor sich hin. Verdammt, wieder einen Pickel aufgerissen. Er betrachtete den Stahlkamm und wischte das Blut, das an den Zinken klebte, mit etwas Klopapier ab.

Nachdem er hastig den Nescafé und das allmorgendliche Nutellabrot zu sich genommen hatte (was anderes bekam er morgens sowieso nicht herunter), nahm er die Baseballjacke vom Haken. Die Jacke war ein klassischer Fehlkauf gewesen, sie war viel zu eng, und er hatte Probleme, ins linke Armloch zu schlüpfen. Schwab griff mechanisch nach seiner Aktentasche, schlug die Haustür zu und maschierte hinaus durch den orangefarbenen Flur auf die von Hunden verkackte Straße.

Die U-Bahn stank nach Billigparfüm und altem Schweiß.

Schwab sah aufgeklebte Wimpern, überflüssiges Fett in Gymnastikhosen und dralle Waden in Lederimitatstiefeln.

Insgesamt eine völlig primitive Anmache, diese Tussimode, dachte Schwab. Die Reizwäsche über der Kleidung sollte wahrscheinlich die Fettpölsterchen zwischen den Beinen kaschieren. Daß die sich nicht schämen, dachte Schwab. Jedesmal, wenn Stahl auf Stahl ein unbarmherziges Quietschen produzierte, glaubte Schwab, Zahnprothesen auf Messingkronen knallen zu hören.

Die Männer in der U-Bahn waren schlecht rasiert. Gabriella Sabatini-Parfum stank gegen Tabac-Wasser an. Muffige BOSS-Imitationen von den Falklandinseln waren der letzte Schrei.

Schwab betastete seinen Kopf. Ein Glück, die Wunde hatte aufgehört zu bluten. Sie näßte nur noch etwas.

"Eh, kannste nicht woanders hinglotzen, du Wichser!"

Scheiße. Einer Tussi war wohl sein angewiderter Blick auf ihre Fettpölsterchen aufgefallen. Man durfte niemanden zu lange anschauen.

"Hol dir woanders einen runter. Verstanden? Du Wichser!"

Mit Wichser liegt die blöde Fotze gar nicht so falsch, dachte Schwab. Scheiße. Bloß raus hier. Was ein Glück, am nächsten Bahnhof mußte er sowieso aussteigen. Er riß die U-Bahntüren auf, sprang mit einem Satz heraus und lief Zickzack über den mit Rotze, Zigaretten und Kaugummi übersäten Bahnsteig zum Ausgang.

Seit über einem Jahr arbeitete er nun für die GEZ, die Gebühreneinzugszentrale. Direkt aus Beelitz war er in die Hauptstadt gekommen, um dann irgendwelchen armen Schweinen das Leben zur Hölle zu machen. Die GEZ hatte in den letzten Jahren alle Maßnahmen drastisch brutalisiert. Wer nicht zahlte und vor allem nicht zahlen konnte, war den Geldeintreibern hilflos ausgeliefert.

Walter Schwab war einer dieser Geldeintreiber, die nach Erfolgsquote bezahlt wurden, und heute war mal wieder ein Kunde fällig, der seit über eineinhalb Jahren keine Gebühren mehr gezahlt hatte.

Das kann ja was werden, bei meiner Laune, dachte Schwab.

Ein paar Minuten später stand Schwab in einem der kleinen Wohnzimmer, wie es sie wohl zigtausendmal in der Stadt gab. Seit den Siebzigern hatte sich nichts verändert. Alles war billig und schäbig, so wie dieser kleine Mann mit seinen rotunterlaufenen Augen.

Der hat Schiß, dachte Schwab und beschloß deshalb, die härteste Gangart einzulegen. Die Show konnte beginnen.

"Wenn Sie keine Gebühren zahlen, ist es aus mit den laufen-

den Bildern im Heimkino", sagte Schwab und betrachtete das Gesicht des Mannes, dessen kahler Schädel rötlich durch die spärlich zu einem Scheitel gezogenen Haarsträhnen schien. Schwab erkannte, daß er selbst fast genauso wie dieser Typ aussah. Na ja, was sollte man machen. Hatte der Typ ihm eigentlich geantwortet? Egal. Weiter, und so hart wie möglich. Obwohl so kleine Typen ihm immer ein bißchen leid taten.

Schwab sagte, diesmal mit erhöhter Lautstärke: "Es ist jetzt anscheinend Mode, sich alles umsonst in den Rachen zu schieben. Das ist wohl das mindeste heutzutage, oder wie habe ich das zu verstehen?" Dieser einstudierte Spruch war eigentlich in allen bisherigen Fällen sehr effektiv gewesen.

Der kleine Mann schenkte sich ein Glas Kellergeister ein. Schaute starr auf den Boden.

Wieso reagiert der nicht?, dachte Schwab und schrie: "Eh, eine Antwort, Saftsack!"

Vor Schreck ließ der kleine Mann das Sektglas auf den Sperrholztisch fallen, der Weingeist floß über das Platzdeckchen. Schwab lachte. Nun wurde es richtig fies.

Doch der kleine Mann, mit hochrotem Kopf, kam plötzlich aus sich heraus: "Sagen Sie, ist das ihr Ernst? Bei Ihnen piept's wohl. Sie glauben anscheinend, daß Sie sich alles erlauben können. Ich ruf' die Bullen."

Nicht schlecht, dachte Schwab und konterte, diesmal mit geradezu sanfter Stimme: "Machen Sie das, machen Sie das. Dann holen Sie sich gleich eine fette Anzeige wegen Leistungsverweigerung, machen Sie nur, machen Sie nur."

Der kleine Mann gab nicht auf: "Von Ihnen nötigen lassen, muß ich mich noch lange nicht. Das ist Hausfriedensbruch. Und jetzt raus."

Schwab mußte sich zusammenreißen. *Bloß nicht handgreiflich werden*. Am liebsten hätte er diesen Kriecher ein bißchen gewürgt. Die Kopfhaut begann wieder zu jucken. Schwab strich hastig mit der Hand über die wunde Stelle und entdeckte Blut an den Fingern. *Verdammt, jetzt bloß nicht durchdrehen. Ruhig bleiben, nur ruhig bleiben*. Schwab versuchte, so gut es ging, gefasst zu erscheinen.

"Gut, wie Sie wollen. Hier, das ist ein neues Zahlungsformular. Falls der Betrag nicht innerhalb von fünf Tagen auf unserem Konto landet, kann ich für nichts mehr garantieren."

Der kleine Mann schien Schwabs erregten Zustand richtig zu deuten. Kleinlaut nahm er das Zahlungsformular entgegen und hielt ansonsten die Klappe.

Wieder zurück auf der Straße, faßte Schwab den Entschluß, ein paar Bacardi zu kippen, denn für diesen Tag hatte er erst einmal genug Scheiße gefressen, dachte er. Außerdem meldete sich jetzt auch noch ein Schluckauf.

Die Kneipe in der Rosenthaler Straße war halb gefüllt. Die üblichen Gäste hatten sich hier zum Frühschoppen eingefunden. Schwab kannte fast jeden beim Namen. Bisher hatte Schwab sich an diesem Ort einigermaßen wohlgefühlt. Sonst gab es in diesem Viertel sowieso nur Cafés mit völlig überteuerten Preisen, besucht von arroganten Pinseln, die stundenlang über ihren Kaffeetassen hockten. Doch was ihm heute aufstieß, war dieser widerliche Gestank, der durch den ganzen Raum zog, ein Gemisch aus Urinstein und WC-Reiniger. Es gab keinen Platz in der Kneipe, der nicht von diesem Geruch verpestet war. Zu allem Übel saß wieder der Engländer hier rum, den Schwab Jimmy nannte. Wie immer nervte er. Mit seinen anzüglichen, hohlen Sprüchen und obszönen Gesten provozierte er mal wieder wirklich jeden. Schwab schluckte den Bacardi herunter und brummte leise vor sich hin: "Ich leb` in der Besten aller Welten. Was für eine miese Kacke."

Nachdem Jimmy zum vierten Mal auf Schwabs Tisch zugewankt war und ihn mit Küssen und Arschkniffen überhäuft hatte, zog Schwab es vor, sich an der Theke langsam aber sicher zu betrinken. Irgendwann würde er Jimmy die Fresse polieren, schwor er sich. Das einzige Problem war Jimmys Arsch. Den Jimmy verdammt gut zu bewegen wußte. Und für eine geilen harten Ritt war Jimmy immer gut. Wenn Jimmy bloß nicht so eine verlogene Tucke gewesen wäre. Aber Schwab hatte schon eine ganze Menge Alk intus, und zum Glück gab's hier auch keine anderen Jungs, denen er ein paar Dehnungsübungen

hätte zeigen wollen. Heute war ihm ganz und gar nicht danach. Also ließ Schwab sich vollaufen. Er bestellte noch ein Glas Bacardi.

"Na, wenigstens kann ich noch in Ruhe bestellen, ohne daß mich einer von den Homos hier angafft", sagte er in den von dröhnender Volksmusik erfüllten Raum hinein. Schwab mußte über sich selbst lachen. Irgendwie brachte er es heute nicht, dachte er.

Nach dem fünften Bacardi gestand er sich ein, daß dies auch nicht der richtige Weg war. Die Nervosität würde er durch Saufen jedenfalls nicht loswerden. Also beschloß er, nach Hause zu gehen. Schwab zahlte und machte sich auf den Weg.

Zuhause angekommen, zwängte er sich aus der viel zu kleinen Jacke, schaltete den Fernseher ein, kippte zwei Dosen Chinasuppen in den Topf und trank drei Gläser Campari-Orange-Fertig-Mix in einem weg. Relaxen.

Im Fernsehen brabbelten die armen Schweine mal wieder per Telefon den Gameshow-Master voll. Schwab konnte die selbstgenügsame Art des Entertainers Markgraf noch nie leiden, er hatte ihm den Namen *Pissbacke* verliehen und war stolz auf seinen Einfall.

Und das war das, was sich *Pissbacke* von Volkes Stimme anhören mußte:

"Na wissen Sie Herr Markgraf, wenn ich mir einen genehmigen will, und ich bin echt nicht gut bei Kasse, Herr Markgraf, mache ich mir einen Likör aus Apothekenalkohol, tue da Grenadine rein und..."

Darauf *Pissbacke*: "Und das scheint ja auch gut zu schmecken. Viele Bürger unserer Stadt und in den neuen Bundesländern und nicht nur da...trinkt man das ja gern."

"Ooch, das weiß ich nicht so genau, Herr Markgraf, aber meine Frau will Sie noch grüßen, also ich mach scho' ma' einen auf Tschüssikowski..."

Es war nicht zum Aushalten. Diese armen Idioten, dumm wie Scheiße, dachte Schwab. Lassen sich nach Feierabend von Pissbacken zum Narren halten, um morgens aufzustehen, und

dann der Nerv auf der Arbeit. Abends Fernseher einschalten und alles wieder von vorn. Diese Nappel, dachte Schwab, waren zu blöde zu kapieren, irgendetwas zu schnallen, und er, Schwab, verspürte wenig Lust, dieses Spiel auf ewig mitzumachen. Sein schlecht bezahlter Job war für ihn der einzige Grund, morgens aufzustehen.

Schwab goß die Suppe in eine Schüssel, *Pissbacke* hatte nun einen kleinen Perversen an der Leitung. *Pissbacke* in Nahaufnahme. *Pissbacke* sah aus, als habe er gebläht, was kein Wunder war, bei dem, was er sich anhören mußte:

"Meine Mutter, wissen sie, Herr Mark, hat mich über Jahre nur gehauen. Ich bin 15 Jahre alt, und Sie müssen es mir nicht glauben Herr... Herr Markfeld, daß ich nur Ihnen das erzähl', denn ich erzähl' das nämlich jedem, und jetzt, wo ich es gerne hab' von Mutti gehauen zu werden, will sie es auf einmal nicht mehr machen...und sowieso ...Sie, Herr Markstein, Sie sollten sich auch schämen. Jawohl, meine Mutti schämt sich nämlich wegen mir, und Sie Herr Mark, Sie sind ein blödes Dreckschwein, jawohl, das sind Sie..."

Pissbacke schien wirklich gebläht zu haben, denn die Sendung war plötzlich unterbrochen. Dieser kleine Perverse hatte eine ganz ansprechende Stimme gehabt. Schwab versuchte, sich ihn nackig vorm Telefon hockend vorzustellen, schaltete den Fernseher aus, machte es sich auf dem Sofa gemütlich und schlief mit dem Gedanken an den kleinen Perversen, der zusehends der Gestalt Jimmys zu ähneln begann, ein.

Kapitel 3

Paul ließ die Schlösser seines cremefarbenen Delseys aufschnappen. "Bullet proved" hatte der Verkäufer in der Delancy Street gesagt und war daraufhin mit einem Satz auf das Vorführmodell gesprungen, um zu zeigen, was der Koffer so aushalten konnte.

Paul überlegte, was er anziehen sollte. Etwas Legeres oder lie-

ber den englischen Anzug im gedeckten Karo? Viel besser, dachte er, ich bin in Europa, also kleide ich mich in Tuch. Keine Fallschirmseide, keine amerikanische Baumwolle. Der Anzug war teuer und, wie erwartet, knitterfrei. Beim Kauf hatte er darauf geachtet, daß der Anzug nicht nur gut geschnitten, sondern auch belastbar war. Der Verkäufer von "Brooks Brothers" war elegant auf den Knien vor ihm hin und her gerutscht, um die richtige Beinlänge abzustecken. Paul hatte sich großartig gefühlt. Die Angestellten von "Brooks Brothers", die übrigens alle bestes Oxford-Englisch sprachen, konnten dem Kunden in jeder Situation das Gefühl geben, ein echter Gentleman zu sein.

Als Boettcher gerade im Begriff war, die passenden Socken auszuwählen, klopfte es.

"Komme!" rief Paul und fuhr sich rasch über seinen kurz geschorenen Afro. Mit wenigen elastischen Schritten war er an der Tür und öffnete sie fast im selben Moment.

"Ich hab' da was für Sie." Vor ihm stand der Hausmeister

Erhardt, in der ausgestreckten Hand ein kleines Buch in den deutschen Nationalfarben.

"Was ist das?" fragte Boettcher.

"Ein Buch", sagte Erhardt.

"Ach ja?" erwiderte Paul freundlich, jedoch mit einem ironischen Unterton.

"Das Buch heißt *Deutschland von A bis* Z. Und ich hab' es von meiner Kusine, die war mal hier auf Urlaub gewesen, sozusagen, weil die eigentlich schon ganz lange irgendwie durch die Kriegswirren oder was mit ihrer Familie auch in Amerika gelandet ist. Und nun habe ich gedacht, das können Sie vielleicht irgendwie gebrauchen."

"Vielen Dank, das ist wirklich sehr nett von Ihnen." Paul nahm das Buch und blätterte höflich darin herum, während Erhardt versuchte, einen Blick in die noch völlig unveränderte Stipendiatenwohnung zu werfen.

"Bitte, Bitte..." der Hausmeister schniefte noch irgendetwas in sich hinein und sagte dann mit lauter Stimme, dabei mit dem Zeigefinger auf das Buch weisend: "Das sind alles Fakten,

da können Sie eine ganze Menge auch über Berlin mitkriegen."

"Ja, ich sehe schon. Vielen Dank!"

Paul überlegte, ob das Buch ein Geschenk sein sollte oder ob er dem Mann etwas Geld anbieten müßte.

"Vielleicht kann ich mich mal bei Ihnen revanchieren?" sagte Paul diplomatisch.

"Nö, Nö, geht schon, ich muß dann mal weiter!" erwiderte Erhardt und wandte sich um.

"Vielen Dank, Herr Erhardt." Paul winkte mit dem Deutschlandbuch. "Herr Erhardt?! Mir fällt noch was ein. Wo kann man denn in der Nähe etwas zum Essen einkaufen?"

"Haben Sie da vorne die Brücke gesehen?" Boettcher nickte.

"Da gehen Sie drüber, dann auf der linken Seite links, dann ist da gleich ein Supermarkt."

"OK, habe verstanden. Dankeschön, Herr Erhardt", sagte Paul Boettcher und machte fast einen Diener. Erhardt patschte mit der flachen Hand auf das Treppengeländer und sagte, mehr zu sich selbst:"Dann will ich mal wieder."

Nachdem Paul sanft die Tür hinter sich geschlossen hatte, ging er direkt in die kleine Küche, nahm einen Zettel und schrieb:

Meat
Butter
Potatochips
Salad
Scotch
Cigarettes

Das schwarz-rot-goldene Buch *Deutschland von A-Z* stellte er zu den Kochbüchern, die offensichtlich zu der Kücheneinrichtung gehörten und die Titel trugen *Internationale Küche von L bis M* und *Internationale Küche von Q bis R*.

Er beschloß, einkaufen zu gehen, bevor er zu müde wurde. Müdigkeit war für Paul nichts anderes als eine Krankheit gegen die es Mittel gab. Er war ein Mensch, der seine Exzesse plante, sie vorbereitete und auslebte. Heute abend wollte er sich ein Glas Scotch gönnen, Fleisch und Natriumglutamat in Form von Kartoffelchips. Später würde er ein, zwei Zigaretten rau-

chen und Musik hören oder sogar fernsehen. Der Salat mußte sein, sonst würde er sich am nächsten Tag zu elend fühlen.

Paul atmete tief durch, als er aus dem Haus trat. Die Luft roch nach Abendsonne und staubigen Blättern. Als er über die Brücke schlenderte, fühlte er sich leicht und zuversichtlich. Für gewöhnlich begann er den Tag mit je vierzig Sit-Ups und Crunches, achtzig Push-Ups, zehn Minuten Seilspringen und ein wenig Schattenboxen. Eine Stunde täglich genügt, um einen trainierten Körper zu erhalten, der für jedes Abenteuer bereit ist. Bisher hatte es diese Abenteuer nicht gegeben. Wozu dann noch trainieren, dachte er manchmal.

Doch vielleicht war jetzt seine Zeit angebrochen. Vielleicht kamen nun die Abenteuer, auf die er sich all die Jahre vorbereitet hatte?

In diesem Moment bemerkte Boettcher auf der anderen Straßenseite das orange-blaue Schild des Supermarktes, von dem der Hausmeister gesprochen hatte. Der Laden sah nicht gerade einladend aus. Er lief durch den langsam fließenden Straßenverkehr und sprang schließlich über eine riesige Pfütze auf den Bürgersteig.

"Hast du vielleicht ein bißchen Kleingeld für was zum Essen?', sprach ihn ein Typ an, der neben dem Eingang zum Supermarkt in einer Bierlache saß.

Paul hielt jede Antwort für Zeitverschwendung. Solche Individuen kannte er aus den Staaten, und er gab ihnen nie Geld. Hier war es bestimmt nicht anders, dachte er sich. Niemand mußte wirklich hungern.

"Eh, ich kann dir auch einen blasen, Alter!", rief ihm der Typ hinterher. Der Kerl hatte eine unglaublich arrogante Visage, fand Boettcher. Seine Schläfenhaare waren zu einem überdimensional langen Scheitel über das ausrasierte Haupthaar gekämmt, und er trug einen Sanitärkittel billigster Machart. Seine Halbglatze war bestimmt nicht echt. Der war doch höchstens neunzehn. Vielleicht war er krank, überlegte Paul.

Im Supermarkt nahm Paul sich einen Wagen und begann, ihn durch die schmalen Gänge zu schieben. Der Laden schien ziemlich leer zu sein, es war nur eine der fünf Kassen besetzt.

Die Kassiererin hatte die Arme verschränkt und kaute genüßlich Kaugummi. Aus den Lautsprechern schallte modische Muzak. Während seines Studiums hatte sich Paul in einem Psychologieseminar mit Kaufhausmusik befaßt und war seitdem ein Experte für die sich stets variierenden, aber immer gleichen Melodieschnipsel großer Pophits. Dies hier war eindeutig ein etwas schneller gespieltes *Puttin on the Ritz.*

Fleisch und Alkohol waren bestimmt irgendwo am Ende des Ladens. Salat schien es hier nirgendwo zu geben. Alles sah so nach Konserve aus. Vielleicht wußte der Mann am Marmeladenregal Bescheid.

"Erdbeermarmelade, Kirschmarmelade, Marmelade, Erdbeer..."

"Entschuldigen Sie, unterbrach Paul den Mann, wissen Sie, wo das Fleisch..." Paul stockte. Der Mann reagierte überhaupt nicht auf ihn, sondern fuhr unbeirrt in seiner Marmeladenlitanei fort.

"Kirschmarmelade, Marmelade..."

Der ganze Denkvorgang des Mannes schien nach außen gestülpt und nichts durfte ihn aus dem Konzept bringen. Es fiel ihm offenbar schwer genug, sich auf die Marmelade zu konzentrieren.

Alles weggesoffen, dachte Paul. Obwohl der Mann nicht wie ein typischer Penner aussah. Mehr wie ein sehr dünner Elvis Presley mit ausgetrocknetem Gesicht und einer beachtlichen Zahnruine.

"Den können Se' vergessen."

Die kaugummikauende Kassiererin kam geradewegs auf Paul zu, als wollte sie ihm rettend zur Seite stehen.

"Was suchen Sie denn?"

"Alles mögliche", sagte Boettcher und holte seinen Einkaufszettel hervor.

"Geben Sie mal her". Die Kassiererin grabschte nach dem Zettel. Als sie Boettchers Notizen kurz in Augenschein genommen hatte, schien ihr ein Licht aufzugehen "das is ja Englisch, sind Sie Engländer? Ich lese gerade me'at. Was soll das denn sein?"

"Nein ich bin Deutscher."

"Und warum schreiben Sie dann in Englisch?' fragte die Kassiererin.

"Ach, das ist nur eine alte Angewohnheit von mir, ich habe lange in Amerika gelebt," log Boettcher.

"Das geht ja noch. Mit Amis habe ich nämlich schlechte Erfahrungen gemacht. Aber Hollywood, da würde ich auch gerne mal hin."

"Ey, Frau Rabe! Sag mal, machst du jetzt Kasse oder wer?'

"Ich komm sofort" rief die Kassiererin einer weiteren Angestellten des Supermarkts zu, die inzwischen den Marmeladenmann an der Kasse bediente.

"Warten Sie mal, ich zeig Ihnen kurz, wo das Fleisch ist. Hier ist sowieso nicht so viel zu tun. Die meisten Leute, die in dieser Gegend wohnen, kaufen hier gar nicht ein. Sie sehen auch nicht so aus, als würden Sie in 'nem Laden wie diesem hier einkaufen."

"Der Hausmeister hat mich hierher geschickt", klärte Boettcher seinen offensichtlichen Mißgriff auf.

"Der Hausmeister", wiederholte die Kassiererin gedankenverloren und spielte dabei mit dem Zeigefinger an einem ihrer zahllosen kleinen Zöpfe "das passt ja mal wieder. Also wenn Sie Schnitzel wollen, das gibt es da vorne im Kühlregal. Frische Sachen kriegen Sie hier nicht, dafür gibt es einen ganz edlen Laden. Ich schmecke da zwar keinen Unterschied aber..."

"Trotzdem vielen Dank", sagte Boettcher und schob seinen Wagen etwas forscher Richtung Kasse.

"Ich nenne mich übrigens Gayle." Die Kassiererin versuchte nun etwas zaghafter, das Gespräch wieder aufzunehmen. "Das ist doch okay, wenn man Christine heißt, oder? Kassiererin ist nur mein Job, ansonsten widme ich mich der Kunst. Irgendwie ist das doch aufopfernd von mir, oder nicht?'

"Idealistisch, könnte man sagen." Boettcher schaute sich die junge Frau nun etwas genauer an. Eigentlich war sie ja ganz süß mit ihrem liebevoll auf sexy getrimmten Supermarktkittel und der bunten Schminke, aber leider überhaupt nicht sein Typ.

Kapitel 4

"Mann das Zeug riecht ja wie Oma unterm Arm."

Kollege Rheingau biß in seinen *Pig Döner*.

"Aber lecker is' es, man darf nur nicht dran riechen", fügte er hinzu und sah hinüber zu Schwab, der schon gegessen hatte und nun mit einem Fläschchen Orangina nachspülte. Um nicht lachen zu müssen, vermied es Schwab, Rheingau anzusehen. "Zu komisch, dem klebt die ganze Zeit Zigeunersoße am Kinn und der merkt nichts." Schwab empfand Genugtuung.

Seit der Eröffnung des GERMANY DÖNER in der Mainzer Straße vor sechs Wochen waren die Kollegen der GEZ bereits die besten Kunden. Schwab hatte besonders Gefallen an den Werbeslogans der Fast-Food-Kette gefunden. Überall, an jeder Ecke, in jeder U-Bahn waren sie zu lesen: "DIE DÖNER SENSÄSCHÖN.. MÖHR FLEISCH UND SCH..SCH..SCH..WEIN. MADE IN GERMANY"

Sie stellten ihr Tablett auf dem Tresen ab und bezahlten bei der asiatischen Bedienung.

"Eigentlich zahlt man bei GERMANY DÖNER im voraus."

"Mensch, Yoshimi, du kennst uns doch", maulte Rheingau, bei dem die Zigeunersoße am Kinn bereits angetrocknet war.

"Eben drum!", gab Yoshimi kontra und schlurfte in ihren Badelatschen Richtung Küche.

Schwab und Rheingau machten sich auf dem Weg zur nächsten U-Bahn-Station. Auf dem Bahnsteig schien Rheingau sich zu wundern, daß ein paar Jungs immer wieder in seine Richtung zeigten, unausgesetzt grinsten und sich etwas zuflüsterten. Die Jugendlichen gehörten offenbar zu einer Gang. Sie hatten alle die Schläfenhaare zu einem überdimensional langen Scheitel über das ausrasierte Haupthaar gekämmt, trugen billigste Sanitärkittel und Jeans, die am Hintern ausgeschnitten waren.

"Sag mal, meinen die mich?"

"Sieh einfach nicht hin", sagte Schwab und versuchte sich das Lachen zu verkneifen.

"Diese kleinen Monster", knurrte Rheingau und stampfte

geradewegs auf die Truppe zu. Breitbeinig stellte er sich vor ihnen auf, hundert Kilo Lebendgewicht, und Schwab, der an seinem Platz geblieben war, konnte hören, wie Rheingau losblaffte:

"Na, was ist denn so lustig an mir, ihr Backpfeifen? Habt ihr vielleicht selber schon mal in den Spiegel geguckt?'

Die Jungs brachen in lautes Gelächter aus, und als sich Rheingau auf einen von ihnen stürzen wollte, rief der:

"Igitt, du hast Scheiße am Kinn."

Das brachte Rheingau schlagartig von seiner Kampfstimmung ab. Irritiert fuhr er sich mit den Fingern übers Kinn. Als er die angetrocknete Zigeunersoße an seiner Hand sah, ging ihm ein Licht auf und er stampfte zurück zu Schwab. Die Jungs waren längst außer Reichweite.

"Du bist mir ja ein Freund, Schwab", beschwerte sich Rheingau.

"Na ja, es ist eben nicht so leicht einen Pig Döner richtig zu essen. Das kann eben nich' jeder!"

Rheingau war nicht nachtragend. Er nahm ein Taschentuch, befeuchtete es mit Spucke und rieb sich damit sorgfältig das Kinn.

"Ein Glück, daß ich mich gerade rasiert habe, sonst würde jetzt das ganze Tempo an den Stoppeln kleben bleiben. Sag mal, sieht man noch was?'

"Ne,ne, siehst wieder super aus, Rheingau."

"Dir glaub ich doch sowieso kein Wort mehr."

Die U-Bahn kam, und sie stiegen ein. Diesmal konnte eigentlich nichts schiefgehen. Man hatte alles sorgfältig geplant. Kollege Rheingau war zur Verstärkung mitgekommen, um den widerspenstigen Kunden wegen seiner überfälligen Gebühren zur Kasse zu bitten.

Rheingau und Schwab hatten sich gut überlegt, wie sie vorgehen würden. Ihr Plan war, den Kunden durch schnelles Herunterbeten der GEZ-Klauseln einzuschüchtern und damit in bewährter Art und Weise zahlungswillig zu machen. Sie berieten sich sogar noch einmal zur Sicherheit auf dem Weg von der

U-Bahn bis zur Haustür des Wohnblocks, in dem der Kunde lebte, denn schließlich stand beiden GEZ-Geldeintreibern bei Erfolg eine ordentliche Provision zu, die sie sich leider in diesem Fall teilen mußten.

Nachdem sie die Treppen hinaufgestiegen waren, der Kunde wohnte im siebten Stock und der Fahrstuhl war defekt, klingelten sie an der Wohnungstür Sturm. Als der kleine Mann öffnete, stieß Rheingau mit voller Kraft seinen Fuß in den Türspalt. Sie befanden sich in der Wohnung des Opfers. Der erste Schritt war getan.

Schwab merkte, daß er vor Erregung zitterte. Diesmal wollte er seine Gefühle unter Kontrolle behalten. Er beschloß daher, Rheingau den Anfang machen zu lassen.

Doch als Rheingau im monotonem Singsang die Gebührenordnung herunterbetete, war der kleine Mann sichtlich ungerührt.

"Wie dem auch sei", unterbrach er Rheingaus Vortrag, wo kein Geld ist, ist auch nichts zu holen."

Armselige Existenz, dachte Schwab, er schaute sich das Wohnzimmer des kleinen Mannes genau an. Alles schien seit dem letzten Mal unverändert, sogar die Kellergeisterflasche stand noch auf dem Tisch und auf dem Platzdeckchen waren deutlich Gläserränder zu erkennen.

Schwab meint einen hämischen Zug im Gesicht des kleinen Mannes bemerkt zu haben. Hatte Rheingau etwa immer noch Soße am Kinn? Er schaute zu Rheingau herüber. Keine Soße. Trotzdem erschien sein Kollege verunsichert. Nach einer Weile fasste Rheingau sich jedoch wieder und sagte zu dem kleinen Mann:

"Junge. Bau hier keine Scheiße. Die Sache ist nämlich sehr, sehr ernst. Du stehst so tief bei uns in der Kreide, Mann, wir können jederzeit eine Verpfändung deiner Wertsachen vor Gericht durchsetzen, wenn dir das lieber ist. Oder du landest im Bau. Auch 'ne schöne Alternative", fügte er hinzu und blickte dabei zu Schwab.

Doch der kleine Mann ließ sich auch dadurch nicht einschüchtern.

"Ach was, Sie können mir gar nichts."

Schwab sah rüber zu Rheingau. Wie? War Rheingau nun etwa mit seinem Latein am Ende? Die Chefetage hatte ihn doch ausgewählt, weil er angeblich der *Mann fürs Grobe* war. *Er wird doch jetzt nicht den Schwanz einziehen.*

Es war merkwürdig ruhig geworden im Raum.

Wollte Rheingau ihn, Schwab, etwa aus der Reserve locken? Dachte Rheingau am Ende gar, daß er, Schwab, eine Niete sei und mit solchen Situationen nicht fertig wurde? Oder hatte man ihn eingesetzt, um Schwab auf die Finger zu gucken? Was war das für eine miese Tour, die Rheingau da abziehen wollte?

Schwab starrte Rheingau erwartungsvoll an. Doch der blickte nur abwartend zur Seite und pfiff dabei tonlos vor sich hin. Vorhin hatte doch noch alles so einfach ausgesehen. "Leichtes Spiel" hatte Rheingau sogar noch gesagt.

Schwab wußte, daß er eine weitere Niederlage gegenüber diesem kleinen Mann da in seinem durchgesessenen Sofa nicht ertragen würde. *Diese degenerierte Kreatur.* Schwab blies innerlich zum Angriff. Er sprang mit einem Satz über das Sperrholztischchen, die Kellergeisterflasche fiel auf den Boden und Schwab hörte ein Krachen. Schon konnte er den faulen Atem des kleinen Mannes riechen. Er packte ihn am Hemdkragen, zog ihn ganz zu sich heran und drückte ihm fast die Luft ab. Der kleine Mann wehrte sich. Er zappelte und schrie: "Das gibt's doch gar nicht! Seid ihr völlig bescheuert?" "Nein, du Arsch, du bist fällig!"

Der Mann versuchte sich aus Schwabs Umklammerung zu befreien. "Laß mich los, laß mich los. Das gibt's doch nicht. Ich ruf die Bullen! Ich ruf die Bullen!"

Schwab ließ locker. Er merkte, wie ihm der Schweiß aus allen Poren floß. Auch Rheingau war puterrot im Gesicht. Schwab war außer sich: "Und jetzt, Mann. Was sollen wir machen, Mann? "Weiß ich nicht. Scheiße." Rheingaus Optimismus war gänzlich verschwunden.

Der kleine Mann kroch auf dem Boden herum. Er versuchte sich an einem Tischbein aufzurichten und fiel wieder auf die Knie zurück. Als auch ein zweiter Versuch fehlschlug, fing er an

zu jammern und zu heulen.

"Halt die Fresse!", brüllte Rheingau.

"Rheingau ist fertig", dachte Schwab.

Als sich der kleine Mann endlich halbwegs aufgerichtet hatte, schnellte Rheingau hervor und stieß ihn mit dem rechten Fuß zurück auf den Teppich.

Schwab betrachtete die Auslegware. Petrolfarben. Petrolfarben wie das Sofa. Eierschalenfarben, das dreckige Platzdeckchen.

Ein Elend. Ein einziges Elend. Dieser ganze Mist, dachte Schwab. Schwab hau weg, dachte er. Mach' sie alle fertig. Schwab. Hatte er seinen Namen laut vor sich hingesagt?

Ruhig, Schwab. Alles in Butter, Schwab.

"Haut doch endlich ab. Das bringt doch nichts." Der kleine Mann lehnte mit dem Rücken am Sesselrand. "Ich habe keine Ahnung, wie ich die Kohle aufbringen soll, echt. Laßt mich in Frieden. Bitte!" Der kleine Mann war nun gänzlich in Tränen ausgebrochen.

Rheingau tippte Schwab an die Schulter. "Komm Junge. Ist OK. Hier ist nichts zu holen. Ist OK."

"Und du sollst der Mann fürs Grobe sein? Da lachen ja die Hühner", höhnte Schwab. "Und du kannst was auf die Fresse kriegen! Der hat doch den Arsch auf, was eine Memme", murmelte Schwab ohne daß sein Kollege es hören konnte.

Was dann passiert war, hatte Rheingau ihm später in der Kneipe in der Rosenthaler erzählen müssen, und Schwab hatte immer wieder nachgefragt, ob es auch wirklich so abgelaufen war.

Er, Schwab, habe plötzlich auf den Tisch eingetreten, einen Fuß auf die Tischkante gestellt und dann mit einem Ruck ein Tischbein abgerisssen. Dann habe er dem kleinen Mann mit eben diesem Tischbein abwechselnd in die Eier, in die Fresse, in den Magen gedroschen, und es habe ihm, Rheingau, viel Kraft und gutes Zureden gekostet, Schwab endlich zur Ruhe zu bringen. Schließlich seien sie Hals über Kopf aus der Wohnung gestürzt.

Schwab fixierte sein Glas, halbvoll mit Bacardi. Das war wohl ein klassischer Ausraster gewesen. Hatte er noch nie gehabt. Jedenfalls konnte er sich an keinen erinnern. Schwab trank einen Schluck. Er schaute auf zu Rheingau. Rheingau, du Schwein, dachte Schwab, was bist du für ein feiges Schwein.

"Und was willste jetzt machen?", unterbrach Rheingau sein Grübeln.

"Weiß ich doch nicht", antwortete Schwab.

"Weißte was", Rheingau machte Anstalten, mit ihm anzustoßen, "Schwamm drüber. Jedenfalls weiß der Arsch jetzt, daß die GEZ kein Kindergarten ist. Stimmt's?"

"Hast recht", hatte Schwab dann das Thema beendet.

Aber das macht die Sache noch schlimmer. Rheingau wechselte das Thema und begann nun, die Jungs in der Kneipe zu beobachten und über Schwule herzuziehen. Schwab hielt Ausschau nach Jimmy. Jimmys süßen Arsch, den hätte er jetzt brauchen können. Er zischte Rheingau ein "Halt's Maul, Fotzendackel" zu und ließ ihn stehen.

Je mehr er im Verlauf der Nacht über das Geschehene nachdachte, um so mehr war er zu dem Schluß gekommen, daß letzten Endes alles glatt gelaufen war. Man mußte sie einfach alle plattmachen. Dieses kranke Elend.

Schlafen konnte Schwab nicht in dieser Nacht.

Er hatte noch in einzweidreivier Kneipen nach Jimmy gesucht und war dann Stunden ziellos in irgendwelchen Nachtbussen herumgefahren und hatte über alles nachgedacht, über dieses Elend in der Stadt. Er hatte alles vor Augen, die Penner, die wie Halbleichen in den Hauseingängen herumlagen, die aufgeplusterten Typen, denen man ihre Erbärmlichkeit trotz der neuen Anzüge ansehen konnte und die Tussen, mit ihren schlecht frisierten Dauerwellen und der Dunstglocke aus Billigparfüm, Alkohol, Nikotin und schlechtem Essen, die sie überall hinterließen. Und Jimmy, diese britische hysterische Schwuchtel. *Auf so eine Fotze bin ich nicht angewiesen.*

Irgendwann war er eingenickt. Ein Mann in BVG-Uniform hatte ihn an einer Endhaltestelle wachgerüttelt, und er war zur

nächsten S-Bahn-Station gewankt, ein paar Mal umgestiegen und dann, endlich zuhause, hatte er sich schlafen gelegt. Der Wecker hatte eine kurze Weile später geklingelt.

Es war halb Sieben, und der Tag mußte von Neuem beginnen. Schwab stand auf, um sich zu rasieren.

Kapitel 5

Paul Boettcher saß an seinem Schreibtisch vor dem Fenster, neben sich ein Teegeschirr mit frisch aufgebrühtem Tee und einer Schale Gebäck. Sein Blick schweifte über den See und den Park davor. Er war im Begriff, sein Kinder-Fotoalbum zu öffnen.

Er führte, bedrückt vom trüben Tag und der Aussicht auf den traurigen folgenden, einen Löffel Tee mit einem aufgeweichten kleinen Stück Leibnizkeks darin an die Lippen. Die ersten Fotos seines Albums zeigten ein dickes Baby ohne Haare. Dieses Baby wuchs von Foto zu Foto langsam heran, von grinsenden Erwachsenden wurde es gehoben, gebadet, gebürstet und geknufft. Da blieb sein Blick an einem bestimmten Foto haften. Er, Paul, war darauf zu sehen. In die Kamera schauend, stand er in einem Freizeitpark im Bundesstaat Maine in der Nachbildung einer deutschen oder eher bayerischen Kleinstadt, die in Miniaturform das darstellen sollte, was weltweit mit dem deutschen Ausdruck Gemütlichkeit verbunden wird.

Er stellte sich vor, dort als vierjähriger Bub in bayerischen Lederhosen im KZ Bergen Belsen zu stehen.

Boettcher blätterte die Telefonbücher durch und suchte nach Detekteien. Er entschied sich für die Detektei Petzold, die in ihrer Anzeige mit etlichen Leistungen warb.

"Detektei Petzold. Krüger, guten Tag."

"Guten Tag, mein Name ist Paul Boettcher. Ich habe ihre Telefonnummer aus den Gelben Seiten. Sie machen auch Perso-

nen ausfindig?"

"Unser Spezialgebiet, geht es um eine Erbschaft?"

"Eine Erbschaft? Nein, leider nicht. Die Familie meines Vaters kommt aus Deutschland, eigentlich Norddeutschland, ein Urgroßvater stammt aus Görlitz. Ich werde das alles genauer untersuchen, jetzt da ich hier bin. Es muß noch Verwandte geben, vielleicht in Ostdeutschland. Ich würde gerne etwas über meine Wurzeln erfahren."

"Wir werden Ihnen gerne behilflich sein. Allerdings Boettcher ist ein nicht unüblicher Name, Sie verstehen, genauso wie Krüger. Ich müßte da schon etwas mehr Details von Ihnen haben. Stammbaum, Vornamen, Orte, Daten."

"Selbstverständlich, was meinen Sie wie lange es dauern wird, bis Sie jemanden ausfindig gemacht haben?"

"Nicht sehr lange. Zwei bis drei Wochen."

"Da ist noch etwas. Ich weiß noch nicht, ob ich sie kennenlernen möchte."

"Wen? Wie meinen Sie das ?"

"Nun ja, Verwandte, das könnte auch zu einer unangenehmen Last werden. Es wäre daher wichtig für mich, wenn Sie etwas über ihre soziale Lage herausfänden."

"Herr Boettcher, wir liefern Ihnen ganz diskret die Informationen, da brauchen Sie sich gar keine Sorgen zu machen. Was Sie schließlich damit anfangen, bleibt selbstverständlich Ihnen überlassen. Am Besten, Sie vereinbaren gleich einen Termin mit meiner Sekretärin. Bringen Sie bitte alle verfügbaren Unterlagen mit. alles weitere würde ich dann gerne persönlich mit Ihnen besprechen."

Kapitel 6

"Das Leben ist gut zu mir. Ich danke dir, Gott GEZ", sagte sich Schwab. Das heutige Opfer war weiblich. Das war einfacher.

"Nun mein Engelein", Schwab fand sich furchtbar komisch.

"Du bist aber gar nicht artig gewesen." Einige Minuten hatte es gedauert, bis er im Kleiderschrank zwischen all den neon- und bonbonfarbenen Fummeln den Zweck, der die Mittel heiligen sollte, gefunden hatte: den unangemeldeten Fernseher.

"Nun ist der Onkel aber böse mit dir. Aber besser nur der Onkel und nicht die bösen, bösen Chefs der bösen GEZ, nicht wahr mein Engelchen?"

Schwab, du bist ein Ekel, du meine Fresse. Echtmal, du bist krank. Aber nix wie weitermachen. Die Suppe wird jetzt ausgelöf - felt.

"Du widersprichst mir, willst dich beschweren?

Waaaas? Waaaaaaas? Waaaaaaaas? Auch noch keck werden, du Schlampe. Was glaubst du, was ich alles mit dir anstellen könnte?"

Gott GEZ hatte ihm genug Kraft gegeben, um einen satten Faustschlag am Plastikklunker des rechten Ohrs zu plazieren.

"Ooch, ei ei ei. Hattdu wehweh, ooch herrje. Wo tut denn weh?" Schwab, also nee weißte, Alter, du bist ein krankes Arschloch, du bist echt ein krankes Arschloch.

Die Frau lag regungslos am Boden. "Scheiße, glaubst du eigentlich, ich bin nur zum Spaß hier, du alte Fotze? Oder willst du mich verkackeiern ... Ehh, ich hab dich was gefragt? Wohl stumm geworden, wa, alte Fotze?"

Er faßte der beinahe Ohnmächtigen mit der einen Hand zwischen die Beine, griff mit der anderen in die Dauerwelle und wuchtete die Frau in den Kleiderschrank.

Schwab, du bist krank ...

Er schloß die Türen des Schrankes und warf ihn mit einem Stoß zu Boden. Stöhnen aus dem Inneren des aufgeplatzten Schrankes.

"Weißt du, der Onkel von der GEZ ist viel zu lieb zu dir ..."

"Waaaas? Ich höre wohl nicht recht habe ich "fick dich" gehört ich soll mich ficken wie soll das denn gehen wollen wir jetzt auch noch obszön werden aber hab Dank mein Kind nein nein so lang ist das goldene Stück des Onkels wirklich nicht daß ich es mir selber besorgen kann ... nee und auf sowas wie du steh' ich nicht drauf." Schwab trat mit voller Wucht in die

Schrankseite und riß die vor Schmerz zitternde Frau aus der zersplitterten Resopalverkleidung.

Später in der U-Bahn ließ er noch einmal alles vor seinem geistigen Auge vorbeiziehen.

War er zu weit gegangen? Was war los mit ihm? Ganz wohl fühlte er sich bei der Sache nicht. Doch als er sich an die billige Tusse erinnerte, und wie er so richtig den Harten hatte raushängen lassen, da war schon alles bestens, so wie es war, dachte er.

Kapitel 7

Babsi Renner betrachtete im Spiegel hinter dem Tresen den Barraum. Sie warf einen Routineblick auf die Anzahl der sauberen Gläser und Tassen. Sie legte die Kassette Nummer 17 ein. Eine Endlosschleife aus schabenden Geräuschen, Flughafenansagen und dumpfen Breakbeats.

An die 20 Gäste hatten sich bereits eingefunden, einige sahen sogar zahlungskräftig aus. Babsi bewegte sich im Rhythmus der Bässe. Zum wiederholten Male fiel ihr der Typ auf, der wie immer in einem der Plastiksessel im hinteren Teil des Raumes saß. Mit einer gewissen Regelmäßigkeit kam er mittwochs und samstags in die Bar und versuchte jedesmal, neue Gäste in ein Gespräch zu verwickeln. Er war so um die dreißig. Sie meinte sich zu erinnern, daß er noch nie etwas bestellt hatte. Für Babsi gehörten solche T-Shirtträger mit Brille zur Marke "abgebrochenes Studium". Doch dieser Typ schien noch etwas mehr drauf zu haben. Obwohl sein T-Shirt mit dem Logo von *Butter Lindner* nicht gerade für ihn sprach.

Babsi sah auf ihre Armbanduhr. Zeit für den ersten Showblock. Sie drückte auf den Knopf unter dem Tresen, der das Hauptlicht ausschaltete. Es war nun bis auf die flackernden Elektrokerzen an den Wänden fast dunkel in der Bar. Babsi kramte in der ausgedienten Keksdose mit der Aufschrift "Show" nach der "Showblock A" Kassette. Bevor sie die Kassette einlegte, schaltete sie die Bühnenbeleuchtung an.

Eine rückwärts aufgenommene Fanfarenmelodie begleitete den Auftritt von drei nackten, kahlköpfigen Artisten undefinierbaren Geschlechts, die nun unter dem violetten Plüschvorhang hervorkrabbelten. Hinter dem Vorhang, den scheinbar wahllos hineingeschnittene Löcher durchbrachen, wurden drei Ventilatoren auf höchster Leistungsstufe gestartet. Durch den Luftzug bauschte sich der Plüschvorhang und an den vorderen Tischen flogen graue Wölkchen aus den Aschenbechern. Die Musik wurde abgehackter. Der Sound-Mix klang, als wären Porno-Tonspuren durch einen Reißwolf gelaufen und danach wieder zusammengesetzt und mit einem stampfenden Discobeat unterlegt worden. Die drei Artisten knieten am Bühnenrand, wo sie sich zur Dramaturgie der Musik gegenseitig mit Seife beschmierten. Einer der drei begann mit seinen schwach ausgebildeten Brüstchen zu wackeln.

Das Licht auf der Bühne wurde dunkler. Die Artisten kreischten und stürzten plötzlich von der Bühne in den Barraum. Das machte dem Mobiliar aus Pappe, Styroporblöcken und Bierkästen nichts aus, nur die Gäste sprangen zur Seite, stolperten, grinsten und drückten sich schutzsuchend in die Ecken. Die Musik setzte aus, und die einzige Beleuchtung war das Lämpchen am Notausgang. Mit dem einsetzenden Applaus und Gejohle ging auch das Licht wieder an. Einer der Artisten winkte wie zu einem langem Abschied versonnen ins Publikum.

Babsi fand die Artisten, die unter dem Namen *Kombinackte* auftraten, immer wieder klasse. Nachdem sich die Begeisterung im Publikum gelegt hatte, begaben sich die meisten der Anwesenden an die Bar, und Babsi und Max, der Barmann, hatten alle Hände voll zu tun.

"Max, mach' mir mal nen *Pitti ist müde* ", sagte einer der Gäste und bestellte damit den Hausdrink, bestehend aus Wodka mit zerschmolzenen Schokoküssen und Baiserhaube. Nachdem der erste Ansturm vorbei war, überließ Babsi Max den Barbetrieb. Sie mixte zwei *Plumpaquatsch* - eine Mischung aus Stroh-Rum mit grünen Gummibärchen - und stellte einen Knabberteller voller *Na Schade*, einer Chips-Spezialität mit Rindfleisch- und Garnelengeschmack, zusammen. Das Ganze

plazierte sie liebevoll auf einem kleinem Tablett und trug es in den hinteren Teil der Bar Richtung T-Shirt Typ, nicht ohne dabei mit ihren Hüften zu wackeln.

"Einen *Plumpaquatsch* auf Kosten des Hauses."

Der Typ war überrascht, fing sich aber schnell. "Na prima! Das nennt man wohl Gastfreundschaft."

Der riecht ja total nach Minotaure von Paloma Picasso, dachte Babsi und rümpfte die Nase.

"Ich heiße Jens Woltersheim. Und Sie?'

"Man nennt mich Babsi."

"Ihr Schulterpolster ist übrigens verrutscht."

"Oh danke." Babsi zupfte sich zurecht und setzte sich auf einen Hocker.

"Schulterpolster sind immer ein..." Er wies mit dem linken Zeigefinger in seinen weit geöffneten Mund. Babsi lachte.

"Ich hatte immer schon etwas übrig für Männer, die sich für Mode interessieren. Ich habe dieses Kleid gekauft, da war ich ... 14."

"Da ist das Sandmännchen wohl gerade 75 geworden."

"Schmeichler."

"Zu viel der Ehre. Ich bin nämlich nicht nur an Mode interessiert und nicht nur charmant, sondern auch ein ausgebuffter Geschäftsmann."

"Oho, da bin ich aber gespannt. Lassen Sie mich raten! T-Shirt-Druckservice rund um die Uhr?'

Woltersheim schaute kurz an sich selbst herunter, um dann Babsi Renner fest in die Augen zu schauen.

"Ich bin Porno-Filmer. Na, was sagt die Dame jetzt?'

"Aha ... - ... Das ist doch heutzutage eigentlich jeder."

"Aber nicht so wie ich. Ich mach das nämlich etwas anders."

"Na klar, der *etwas andere Porno* oder vielleicht *Giga Porno* oder wie das jetzt immer so heißt. Anders, aber nicht neu."

"Sie scheinen sich ja gut auszukennen" sagte Woltersheim und schien keineswegs beleidigt. "Wenn es Sie interessiert, kann ich Ihnen die Sache ja mal kurz erläutern."

"Ich lerne immer gerne dazu, wenn's nicht gerade ein Vortrag wird", sagte Babsi und schob sich gelangweilt etwas von

dem Knabbergebäck in den Mund.

"Also gut: Meine Pornos sind alle 240 Minuten lang, die längste gebräuchliche Videocassette. Ich weiß, das klingt sehr lang, aber ich zeige dabei trotzdem genau das Wichtigste, das was eine pornografische Darstellung ausmacht. Die Videos heißen *Arsch, Fotze, Schwanz, Maul* und so weiter. Beispielsweise in *Arsch* wird volle drei Stunden ein Arschloch in Großaufnahme gezeigt, gut ausgeleuchtet und ästhetisch, versteht sich. Es passiert nichts, nur drei Stunden lang ein Arschloch, die reine Wichsvorlage. In *Schwanz* gibt es dann also drei Stunden lang einen erigierten Schwanz zu sehen."

"Das klingt aber unlogisch. Eine dreistündige Erektion?"

"Drei Stunden live ohne Schnitt!"

"Wer ist denn der bemerkenswerte Darsteller? Sie?"

"Ich bin Künstler."

"Und sowas hat dann wieder nichts mit Kunst zu tun", entgegnete Babsi ironisch. "Und damit verdienen Sie ihren Lebensunterhalt?"

"Sie haben bestimmt schon bemerkt, daß ich hier ein regelmäßiger Gast bin."

"Ja, das ist mir schon aufgefallen: ein Gast, der nie etwas bestellt."

"Ich komme nicht nur wegen der Show" - Woltersheim hatte Babsis Seitenhieb geflissentlich überhört - "sondern es geht mir um die Gäste. Ich suche Käufer für die Pornos."

"Na, und wie läuft das Geschäft?"

"Ach, es könnte besser gehn."

Woltersheim nahm eine Handvoll Knabberzeug. Mit vollem Mund fügte er hinzu:

"Eigentlich habe ich noch gar nichts verkauft."

"Ach, so sieht es aus, das hatte ich mir schon gedacht. Aber Sie sind wenigstens ehrlich, das gefällt mir. Ich würde Ihnen gerne mit ihren Videos helfen, ich weiß nur noch nicht wie!"

"Ich wüßte schon wie. Sie haben doch die Kontakte. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: irgendwo wird sich doch in diesem Laden ein Platz finden lassen, wo ich die Sachen lagern kann, und Sie bekommen eine Provision für jedes verkaufte

Exemplar, sagen wir 20%. Wenn Sie kurz darüber nachdenken, werden Sie feststellen, daß die Idee sich trägt."

"Moment mal. Das klingt ja wie auswendig gelernt. Bei Ihrer Erfolgsquote müßte ich eigentlich bei meinen Kontakten eine höhere Beteiligung erwarten können", schlug Babsi vor.

"Ok, warum nicht: Fifty-Fifty."

"Aber ich sag's Ihnen gleich, versprechen kann ich nichts."

Babsi und Jens tranken zur Besiegelung ihrer Abmachung ein Glas *Plumpaquatsch*.

"Ich bin immer an Experimenten interessiert. Kennst du eigentlich die Künstlerin Dorothea Rhöm?"

Jens überlegte, schüttelte den Kopf und sagte:

"Duzen wir uns eigentlich?"

"Ja, klar."

Babsi war es nun sehr wichtig, ihre Geschichte über Dorothea Rhöm loszuwerden. Sie zündete sich eine Zigarette an und rückte ihren Hocker näher an Jens Woltersheim. Sie machte Max ein Zeichen, daß er noch zwei weitere Getränke bringen sollte und begann mit ihrer Geschichte.

"Um meinen Plan wirkungsvoll in Szene zu setzen, habe ich mich als ex-Fotomodell ausgegeben, da ich den Nimbus eines Models mit Spitzengagen benutzen wollte. Ich habe mich also Dorothea Rhöm genannt und behauptet, mit einem Werbefilmer verheiratet zu sein, dessen Namen ich jetzt führe. Ich gab vor, aus dem Modelbetrieb ausgestiegen zu sein, um Kunst zu machen."

"Und was war das für eine Kunst?" unterbrach Woltersheim Babsis Redefluß.

"Dazu wollte ich gerade kommen. Ich habe von bekannten Gemälden der Kunstgeschichte Ausschnitte benutzt und habe unscheinbare Details hervorgehoben, wie die offene Sandalenschnalle eines Rubens-Bildes oder die innere Wölbung des Pissoirs von Duchamp. Diese Ausschnitte habe ich auf 2 x 2m Größe in einem neuartigen, technisch aufwendigem Verfahren in brillanter Farbqualität vergrößert."

Jens Woltersheim fragte nach dem Hintergrund für dieses Konzept, aus Interesse und um Interesse zu zeigen.

Babsi stützte den Kopf auf und versuchte, sich zu konzentrieren. "Also, der Hintergrund war mein Manifest mit dem Schlüsselsatz - ich hoffe ich krieg' ihn noch auf die Reihe." Schließlich holte sie tief Luft und leierte ihren Spruch herunter: "Aus der Erfahrung mit dem eigenen Körper einen Gebrauchswert sowie eine dem eigenen Körper impliziete Ästhetik geschaffen zu haben, folgte der Umkehrschluß, andere für sich arbeiten zu lassen, das heißt, andere Objekte sich zu eigen machen."

Babsi hob den Kopf und suchte in Woltersheims Gesicht nach Zustimmung.

"Aber vergiß den Mist", begann sie erneut, "finanziell war es jedenfalls ein Fiasko. Es lief einfach nicht."

"Ja, das kenne ich." Woltersheim rieb sich die Hände. "Ich muß zugeben, daß ich eine ähnlich bescheuerte Idee hatte. Ich hab' mich auch als jemand anders ausgegeben... Nämlich als Diplomatensohn, der mit 16 Jahren schon Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* ins Sanskrit übersetzt hatte."

"Diese Idee ist ja nun total hirnrissig."

Woltersheim lachte. "Warte, es kommt ja noch schlimmer. Meine Kunst war nämlich, einzelne Wörter aus Büchern zu reißen und sie auf den Gängen von bedeutenden Kunstausstellungsräumen fallen zu lassen. Mein Gott, das war ein Flop."

Beide lachten. "Ja diese Art von Humor ist sehr speziell", sagte Babsi. "Ich hoffe, daß es mit der Porno-Idee besser klappt."

Inzwischen war die Beleuchtung wieder auf Showprogramm umgestellt. Babsi schaute auf und wandte sich zu Woltersheim: "Gleich kommt Vera ... Die ist neu hier. Das mußt du dir echt ansehn."

Jens drehte sich um und betrachtete die Frau, die nun die Bühne betrat.

Das auffällig rotgefärbte Haar fiel ihr locker über die Schulter bis zum Ansatz der Brüste. Ihre aufrechte Haltung, ihr anmutiger Gang, der herbe Schrägschnitt ihrer slawischen Züge und ihr kühler, leicht abweisender Gesichtsausdruck ließen fast vergessen, daß sie splitternackt war. Sie war gebaut wie eine

Ballerina, eine ungewöhnlich dralle Ballerina, die sich ihrer asketischen Exerzitien überdrüssig auf den Exhibitionismus verlegt hatte.

Auch ihr Schamhaar war rot, es glänzte. Das einzige Geräusch, das zu hören war, war das Tacken ihrer hochhackigen Pumps auf dem Bühnenboden. Ein kaum erkennbares Wippen in den Beinen. Es war kein Tanzen, keine Akrobatik. Sie war einfach nur da und wiegte sich zu einem nicht zu vernehmendem Musikstück.

"Nur ein Star schafft es, einen Raum derart auszufüllen", dachte Woltersheim, "Schlicht durch Präsenz." Er war begeistert.

Stille.

Ein kurzer Blick in die Menge und Vera Ungar verschwand hinter dem Vorhang. Babsis Augen leuchteten. "Das ist ein richtiger Volltreffer. Vera ist der Star der Nacktbar."

Nach einem Raunen setzten die Gespräche wieder ein.

"Übrigens", sagte Babsi zu Woltersheim, "Vera war Mitglied in der tschechischen Künstlergruppe *Interncopy*. Sie hat mir erzählt, daß die Kunst von *Interncopy* keine Metaphysik vermittelte, sondern nur das Material als solches sollte präsentiert werden. Echt interessant. Aber verstanden habe ich das eigentlich nie."

"Ja, ja, aber dieser fröhliche Materialismus ist wahrscheinlich genau das, was es dieser Frau so leicht macht, nackt zu sein. Total interessant!"

Kapitel 8

Der Mief war nicht zu ertragen. Mit sechs Leuten, zwei Weibern und vier Typen, die Kinder nicht zu vergessen, auf 40 qm zusammenzuleben, war die Hölle. Überall Babyöl- und Scheißgeruch, Pizzareste, Schimmel und Müll, Müll, Müll und nochmals Müll. Die Kakerlaken feierten Freßorgien. Dreimal am Tag Chicken Tandoori aus der Dose, und das seit einer

Woche. Walter Schwab, du Schlappschwanz, was bist du nur für eine Niete.

Er hatte übertrieben, das hatte nicht nur er so empfunden. Die Frau, die Schwab während der letzten GEZ-Stippvisite etwas zu hart rangenommen hatte, wollte die Angelegenheit nicht auf sich beruhen lassen. Eine Anzeige wegen Nötigung und versuchter Körperverletzung war ihm ins Haus geflattert. Die GEZ-Chefetage hatte nicht zu ihm gehalten. Übertrieben hatte Schwab schon immer. Beschwerden waren schon einige Male über ihn eingelaufen. Wieso diese jetzt seinen Rausschmiß und damit Arbeitslosigkeit zur Folge hatte, wieso das jetzt so war und es so weit kommen mußte, darüber bestand für Schwab kein Zweifel: Er war eine Niete. Eine echte Null. Er war einfach nicht cool genug gewesen und hatte es verpasst, im entscheidenden Moment contra zu geben, hatte sich schlicht und einfach überrumpeln lassen von der Wut, die in ihm brodelte und war dann natürlich übergekocht. Wieso bekamen immer wieder die kleinen Kriecher Recht? Vor allem schienen sie mehr Rechte zu besitzen als Schwab. Er machte doch nur seinen Job und immer bekamen die kleinen Kriecher Recht. Wenn sie kein Geld hatten, dann sollten sie eben nicht fernsehen. So einfach war das.

"Eh, kannste ausnahmsweise auch mal das Essen auftischen?" Schwab wurde aus seinen Gedanken gerissen. Blöde Mitbewohner wollten noch blödere Gerechtigkeit. Eine Frau, die jüngste, neunzehn. Er konnte sie riechen, denn sie stank. Das war nicht besonders verwunderlich, da das Leitungswasser seit zwei Monaten abgestellt war. Und keines dieser Dreckschweine hatte sich beschwert oder den Klempner gerufen. Schwab auch nicht - das sah er überhaupt nicht ein. "Wieso denn immer ich", maulte er.

"Weil du nie abwäschst, weil du nie kochst, und weil du dir sonst andere Idioten suchen kannst, die mit dir zu tun haben wollen - darum!" Die Neunzehnjährige war ganz schön dreist. Schwab wünschte die alten GEZ-Zeiten herbei, sofort. Aber die kamen nicht, stattdessen bespuckte ihn ein blödes Kind mit einem undefinierbaren Brei. Schwab, du hast keinen Mumm,

schlag sie alle tot.

Schwab deckte den Tisch. An den Papptellern klebten Reste von Chicken Tandoori.

"Wenn wir schon das Zeug von Papptellern fressen müssen, dann macht 'se wenigstens sauber", maulte er.

"Eben - du bist dran."

Er haßte Frauen, die neunzehn Jahre alt waren und einen Mietvertrag hatten.

Ihr Stecher, ein siebzehnjähriges Bürschchen, setzte sich an den Esstisch, eine Konstruktion aus Pappkartons und Zaunlatten von der Strasse. Diese jungen Typen, die Mieter der Wohnung, fanden sich und ihre Ramscheinrichtung todchic.

Die Jungs wirkten wie eine Karikatur Schwabs, was wohl der Grund gewesen war, daß sie ihn irgendwann am U-Bahnhof Vinetastrasse aufgelesen hatten. Zuerst hatten sie gedacht, Schwab könnte einer von ihnen werden.

Sie waren eine Art Gang, die irgendwas, Schwab wußte nicht was, durch Kleidung und Benehmen ausdrücken wollten. Sie hatten die Schläfenhaare zu einem überdimensional langen Scheitel über das ausrasierte Haupthaar gekämmt, trugen billigste Sanitärkittel und Jeans, die am Hintern ausgeschnitten waren. Und sie sahen gut dabei aus.

Schwab nahm an, daß sie sich dessen nur zu bewußt waren.

"Jungs, ihr seht scheißgeil aus." Mit diesem Spruch hatte er sie kennengelernt. Aus lachenden Gesichtern waren nach ein paar Wochen dann versteinerte Mienen geworden. Die Typen mussten total asexuell sein. Schwab hatte nie Fickgeräusche oder dergleichen gehört (in dieser Bude kriegte man schließlich jeden feuchten Furz mit) und von Schwab wollten sie sowieso nichts wissen.

Die Mädchen hatten selbstgemachte Dauerwellen, rochen nach Gabriella-Sabatini-Parfüm, trugen hautfarbene BH's und viel zu enge Radlerhosen. Tag und Nacht Synthetik auf nackter Haut ließ jeden Geruchssinn auf den Hund kommen.

Chicken Tandoori ins Maul stopfend, plapperte die Neunzehnjährige drauflos:

"Das will mir nicht in den Kopf, daß Fotomodels mehr Geld

verdienen als Herzchirugen oder AIDS-Forscher."

Schwab sah zwei Kuhaugen in einem verpickelten Gesicht, dominiert von einem offenen Maul voller Reis, halb mit Speichel durchsetzt. Er stand auf.

"Ich muß mir alles noch mal durch den Kopf gehen lassen."

Allen war klar, was das bedeutete. Schwab mußte kotzen, und er verschwand dorthin, wo man unweigerlich hinfand, wenn man immer der Nase nach ging.

Die Neunzehnjährige plärrte mit vollem Mund, einzelne Reiskörner spuckend, hinter ihm her: "Dasch vaschteh isch nisch, ein Äitschfoscha musch mä vadin!!! Oda wasch meint ihr?"

Schwab stützte sich am Toilettenrand ab und würgte. Nachdem er das Abendessen erbrochen hatte, fühlte er sich besser. Er fühlte sich immer gut, wenn er gekotzt hatte.

Schwab saß auf der nackten Kloschüssel. Er versuchte, seinen Darm zu entleeren. Weil er dafür sehr viel Zeit brauchte, griff er sich ein Stück Zeitungspapier, das auf dem Boden lag, um zu lesen. Es war eine Gebrauchsanweisung.

SHOWER GEL JIL SANDER BACKGROUND

Genußvolle Reinigung von Anfang an. Beste Pflegestoffe wie Panthenol und Alantolin wirken nachhaltig beruhigend und vollendend pflegend. Keine Fructusallergieempfindlichkeit.

Gebrauch:

Entledigen Sie sich ihrer Kleidung. Betreten Sie das auf 23 Grad vorgeheizte Bad. Reiben Sie den Spiegel mit etwas Avocado-Öl ein, so vermeiden sie, daß das Dunstwasser den Spiegel beschlägt. Versuchen sie an nichts zu denken. Öffnen Sie den Wasserhahn und stellen sie den daran befindlichen Temperaturregler auf 37 Grad Körpertemperatur. Das Wasser fließt jetzt radial aus dem an der Badezimmerdecke befindlichen Brausekopf. Gleiten Sie langsam unter den Wasserstrahl, nicht ohne sich vorher durch eine leichte Berührung des Strahls mit dem Zeh der richtigen Temperatur vergewissert zu haben. JIL SANDER Background Showergel sollte sich in greifbarer Nähe in der dafür genormten Klemmvorrichtung be-

finden. Körper und Haar sollten inzwischen naß sein. Schrauben Sie nun den Deckel des JIL SANDER Background Gels im Uhr - zeigersinn auf. Drücken sie etwas Showergel auf Ihre Handfläche. Die Menge sollte etwa der Größe eines 2 Euro-Stücks entsprechen. Achten Sie bitte darauf, daß sich die Hand mit dem Showergel nicht unter dem Wasserstrahl befindet, da sich sonst das Showergel im Nu verflüssigen würde. Verstreichen Sie die angegebene Menge auf ihrer Haut. Helfen sie ruhig mit kreisenden Bewegungen der Hände nach, so als wollten Sie sich selbst streicheln. Unter dem wohltuenden Wasserstrahl gleitet üppiger Schaum den Körper hinab und befreit von allem, was Herz und Haut belastet. Der Duft von JIL SANDER Background Showergel macht Lust auf einen neuen Tag. Der Duft ist wichtig und ebenso die Gewißheit, gegen Unan - genehmes geschützt zu sein und seine Umwelt vor seinem eigenen unangenehmen Körpergeruch zu schützen. Nachdem Sie den Schaum auf der gesamten Hautoberfläche verteilt haben, spült der Wasserstrahl die Reste hinweg in den Ausguß. Der Shower-Vorgang sollte nicht mehr als 10 Minuten betragen, da sonst für eine nor - male, natürliche Hautreaktion nicht mehr garantiert werden kann. Die Haut sollte leicht gerötet, d.h. gut durchblutet sein. Sollten dennoch unnatürliche Rötungen, Juckreiz o.ä. auftreten, wenden sie sich an unseren Client-Service. Schalten Sie die Mischbatterie aus. Nehmen Sie ein Handtuch ...

"Scheiße, kein Klopapier."

Schwab benutzte die Gebrauchsanweisung.

Kapitel 9

Vera Ungar hob die Videoapparatur aus dem Einkaufswagen. Sie versetzte dem Vehikel einen Tritt, so daß es langsam ins Garagentor hineintrollerte. Heute war nicht gerade ihr bester Tag. Die Nordamerikaner hatten dafür ein Wort, "bad hair day".

Bei Vera bezog sich das nicht nur auf das Haupthaar, sondern auf den gesamten Körper. Gerade die kleinen flaumigen Rückenhärchen waren von dieser Haarsache betroffen. Egal, sie würde diesem Tag ein schnelles Ende bereiten und sich später mit ein paar Schlaftabletten ins Bett legen.

Vera tippte die Zahlenfolge von Babsis Geburtsdatum in den Türöffner des Hintereingangs der Bar. Drinnen schlug ihr der üble Geruch der letzten Nacht entgegen, eine Mischung aus Kaugummi und Brennspiritus. Merkwürdigerweise war das Arbeitslicht eingeschaltet, die Elektrokerzen flackerten an den Wänden und Kylie Minogue plärrte aus den Boxen. Babsi Renner hatte wahrscheinlich mal wieder eine Sonderschicht eingelegt, dachte Vera. Die Bar war der ideale Ort für kleine Sexabenteuer, und Babsi kannte die Wirkung eines solchen Ortes genau. Sie zögerte, nicht, den ersten Schritt zu tun und dann ihre jeweiligen Opfer in das Hinterzimmer zu locken. Babsis Vorliebe war es, herauszufinden, welche Sexmacke ihre Partner hatten, oder welche Sexmacke sie zu haben vorgaben.

Es gab jede Menge Psychologen und Psychoanalytiker, die nichts anderes waren als esoterische Orakeltanten. Für den läppischen Einführungspreis von 60 Euro erstellten sie jedem seine persönliche Sexdiagnose. Dazu gehörten sexuelle Vorlieben, Partner, Stellungen, und eventuelle Fetische. Die Vorlieben werden aus Kindheitserfahrungen und genetischer Prägung abgeleitet. Die Kombinationen, die sich daraus ergaben, waren nicht sehr zahlreich.

Vera Ungar sah in diesem Spielchen nichts anderes als ein Ersatz für die früher so beliebten Horoskope. Da inzwischen jeder seine Sexmacke kannte oder das, was die Psychologen dafür hielten, war Sex eine Zeitlang zu einer Routineübung gewor-

den. Obwohl Sex natürlich schon immer eine Routineübung war. Das Neue war, daß diese Routine jetzt kodifiziert, d.h. explizit und zum abgehobenen Gesellschaftsspiel gemacht wurde, eben eine Art "Trivial Pursuit" der Horizontalen - mit horizontal war nicht so sehr das Festlegen auf eine Ebene gemeint, sondern das, was man darunter allgemein üblich im übertragenen Sinne verstand.

Spaßiger war es erst geworden, als einige angefangen hatten, eine andere Sexmacke vorzutäuschen, als die, die ihnen zugeordnet wurde. Wer die Kunst der Verstellung am besten beherrschte, blieb Sieger in diesem Spiel. Durch diese sportliche Übung konnten sich natürlich die Sexmacken oder Vorlieben ändern, was das Spiel willkommenermaßen um weitere Dimensionen bereicherte.

Vera war viel zu faul und zu sehr gelangweilt von dieser Sache. Das einzige, was sie noch reizen konnte, war zuzusehen, wie andere sich mit ihrer jeweiligen Masche lächerlich machten. Babsi war dafür eine sehr gute Kandidatin. Dank jahrelanger Übung hatte sie es in diesem Spiel zu einer wahren Meisterschaft gebracht. Vera konnte sich schon denken, wer Babsi Renners neues Opfer war: dieser intellektuelle Pornofilmer Woltersheim. Es war schon nicht mehr auszuhalten gewesen, wie sich Babsi und er neuerdings fast jeden Abend in gehobenem Wortwitz näherkamen, und, um dem ganzen die Krone, aufzusetzen in ihrem coolen Trash-Bewußtsein mindestens viermal hintereinander in der Woche Weihnachten feierten.

Ohne sich die Mühe zu machen, leise zu sein, näherte sich Vera dem kuscheligen Liebesnest, das sich klischeemäßig und deswegen, Babsis Ansicht nach, erotisierend im Hinterzimmer der Bar befand.

Es war kein Laut zu hören. Erst als Vera die Tür öffnete, vernahm sie ein saftiges Schmatzen, ein Geräusch, das eindeutig vom Ansaugen und Abglitschen zweier äußerst erregter Geschlechtsorgane herrührte. Babsi verfügte über eine Vulva, die einer Kuhzunge ähnelte. Ihr Fickpartner war, genau wie Vera vermutet hatte, Jens Woltersheim.

Er trug ein Frauenkleid, das bis zur Taille hochgerafft war, so

daß man seine nackten Schenkel und den Arsch sehen konnte. Seine Füße steckten in Männersocken und Stiefeln. Vera fand die Szene langweilig und deprimierend. Trotzdem griff sie zur Videokamera und hielt direkt auf Woltersheims Schwanz, der nicht richtig steif war.

"Laß ihn fühlen", flüsterte er träge.

Babsi packte zu und rieb ihn ein paar Sekunden.

Die Kamera auf Babsi: gespreizte Beine, Fotze und Oberschenkel blutverschmiert. Sie berührte ihre Schamhaare, glitt zwei, dreimal mit der Hand auf und nieder und verrieb die Mischung aus Blut und Sperma auf Woltersheims Hintern. Daraufhin nahm er Babsi und drehte sie mit dem Gesicht zur Wand, bis sie nach Art der Vierfüßler mit Händen und Füßen auf dem nackten Boden kauerte. Jens näherte sich Babsi, nun mit völlig erigiertem Glied, von hinten und coitierte nach Art des Stieres, woraufhin Babsi keuchende Töne von sich gab und "weiter, weiter" gurgelte, was Jens offensichtlich noch mehr anzustacheln schien. Bei jedem Stoß donnerte Babsis Kopf an die modrige Wand des Hinterzimmers. Mit ihren langen Fingernägeln kratzte sie Streifen in die Rauhfasertapete und gab dabei ein lautes Knurren von sich. Jens, offensichtlich Verbalerotiker, schlümpfte mit seinem angeschwollenen Glied ruckartig aus Babsis Hintern und stöhnte: "Say me dirty words, say me dirty words."

Babsi baute sich breitbeinig vor ihm auf. Beide Hände an ihre glitschige, Spalte gepresst, schrie sie: "Ficken, Schwanz, Sack, Prügel ... Du Hurenbock ... Komm schon ich mach dich fertig, Du geiles Stück Fleisch."

Sie warf ihn auf die Matratze. Ein übertrieben wildes Gerangel entstand. Jens rieb seinen Schwanz in besinnungsloser Raserei an Babsis Spalte, Babsi bestieg Jens und schob seinen Pflock zwischen ihre triefenden Schenkel. Dann bumste sie mit der ganzen Kraft, die ihre Lenden hergaben.

Vera gab auf. Sie fühlte, wie sich die Haut ihres Gesichts zu spannen begann. Seit zwei Wochen quälte sie ein juckender Ausschlag und Situationen wie diese überstand sie nicht mehr, ohne sich wund zu kratzen.

Kapitel 10

"Guter Geschmack war schon immer etwas teurer."

"Ja, ich bestaune gerade Ihre Erstausgaben. Eine wirklich schöne Sammlung." Boettcher tastete über die Buchrücken, streichelte einzelne Goldprägelettern. Der Gastgeber wurde etwas nervös.

"Vielleicht sollten wir uns den anderen anschließen."

"Ja", Boettcher erwachte wieder aus seinem Tagtraum und ließ den Gastgeber vorangehen.

Die Einrichtung der großzügigen Altbauwohnung schien Boettcher das Werk eines Menschen mit Sinn für Proportionen und Geschmack zu sein. Kein Blumengesteck stand am falschen Platz, an einigen ausgewählten Stellen hingen Ölgemälde in einer Stilmischung von Gauguin und Lucien Freud. Die ausgeglichene pastellene Farbpalette der Wände, Möbel und Kunstgegenstände gingen nahtlos ineinander über, nur einzelne Objekte stachen hervor. Ein kitschiges Modell der Rialtobrücke zog die Aufmerksamkeit Boettchers auf sich.

"Ein persönliches Erinnnerungsstück. Wir bekamen es auf unseren Flitterwochen von unserem Hotelier in Venedig geschenkt. Ich finde es gut. Es fällt etwas heraus", sagte der Gastgeber, im Türrahmen Halt suchend.

"Flitterwochen", sinnierte Boettcher und schlenderte hinüber in das Esszimmer.

Boettcher sah, daß inzwischen weitere Gäste eingetroffen waren. Pärchen, allesamt in seinem Alter, vielleicht etwas darüber. Bei der persönlichen Vorstellung schätzte er ab, wer der dominante Part in der Beziehung war. *Wohl durchgängig die Männer*.

"Nehmen wir einfach alle Platz, die anderen Gäste werden sich dann später dazugesellen", schlug die Gastgeberin vor und so geschah es.

Paul saß an einem Ende der elliptischen Glasplatte und der Gastgeber schräg gegenüber. Aperitifs wurden gereicht. Obwohl Boettcher bei der persönlichen Vorstellung schon kurz als der

"Literaturwissenschaftler aus den Staaten" eingeführt worden war, versuchte die Gastgeberin, ihn noch stärker hervorzuheben. Der Kreis schien sich schon lange zu kennen und war froh über jede Abwechslung. Zum Glück erschienen die drei fehlenden Gäste. Ein Pärchen mit Baby, "Wir mußten es noch baden", und eine hochgewachsene, sehr interessante Frau. Boettcher erschien sie jedenfalls interessant. Eine schlanke gutaussehende Frau, mit kurzen schwarzen Haaren, sich abweisend gebend, gekleidet in einem männlich wirkenden grauen Anzug, der ihr androgynes Gesamtäußeres noch akzentuierte. Der Anzug erinnerte an eine Uniform, auch die Accessoires unterstrichen dieses. Boettcher war seltsam angetan.

Der dritte Gang wurde serviert. Hase in Ingwer, Radiccio und Spinatnudeln als Beilage.

Boettcher hatte keinen Appetit. Außerdem war er der Meinung, daß Spinatnudeln nicht zu Hase paßten. Er überlegte, wie lange er die Zeremonie noch über sich ergehen lassen mußte. Im Grunde hatte er die Einladung zu dem Abendessen nur angenommen, um einmal einen Berliner Vorzeigeakademiker kennenzulernen.

Man gab sich großbürgerlich. Auf "gute Manieren" wurde weitestgehend verzichtet. Zwischen und während den Gängen wurde vereinzelt geraucht, laut geredet und die Mutter, Boettcher schätzte sie Ende dreißig, stillte ihr Baby. Man redete über Kinder, Erziehung, Karriere und das eigene Älterwerden. Boettcher wußte nichts zu sagen und hörte dem hageren Blondschopf mit dem knallbunten, um den Hals geschlungenen Seidentuch zu, der sich mit einer jungen Frau unterhielt, die Boettcher als Französin eingestuft hätte, wenn ihr Deutsch nicht akzentfrei gewesen wäre.

"Maria und ich", sagte der Blondschopf, "haben für Danny ein Spitzenbilderbuch entdeckt. Dort geht es um ein Igelchen, das einen großen Kotbrocken auf seinem Stachelrücken hat und vom Hasen, dem Fuchs und der Eule ausgelacht wird. Der Igel rächt sich. Er sammelt so viel Kothaufen wie möglich, gräbt ein Loch und, du kannst es dir denken, am Ende liegen alle Bösen mittendrin, also in der, du weißt schon ... in der Scheiße."

"Die junge Frau schien unbeeindruckt. Lakonisch sagte sie: "Wie alt ist Danny?"

"Zweieinhalb."

"Und du glaubst, ich meine, du und Maria, ihr glaubt wirklich, daß ein zweijähriges Kind auf so etwas steht?"

"Aber natürlich", der Blondschopf zeigte Temperament, "Kinder in diesem Alter wollen die anale Phase voll auskosten, oder meinst du, wir wollen uns einen kleinen Goebbels heranzüchten?"

"Züchten scheint mir eine Freudsche Fehlleistung zu sein, wenn wir psychomäßig werden wollen", sagte die junge Frau und kniff dabei die Augen zusammen.

Boettcher versuchte, seinen Blick auf den Teller zu richten, um nicht aufzufallen. Die Deutschen sind echt analfixiert, dachte er, und er erinnerte sich an das Studium der Till Eulenspiegel-Schwänke.

Der Blondschopf erklärte sich: "Meine Liebe, dieses Bilderbuch ist, um es unverklemmt zu sagen, sagenhaft gut geeignet, unserem Danny die Freude an der Scheiße voll ausleben zu lassen. Oder glaubst du, es ist besser, er spielt in den verschissenen Sandkästen mitten in der City und spätestens in fünf Jahren rennen wir wegen einer Allergie nach der anderen ständig mit ihm zum Arzt?"

"Nun, wenn du meinst, aber ein bißchen daneben ist das schon." Die junge Frau schien die Diskussion beenden zu wollen.

Boettcher hub an, etwas zu sagen, nur er wußte nicht was, außerdem ging das Gespräch in eine andere Richtung. Der Blondschopf interessierte sich nun für die Lebensplanung der jungen Frau.

Boettcher kämpfte mit dem Hasen, der für seinen Empfinden mit zu viel Ingwer angereichert worden war. Er schmeckte seifig. Um den unangenehmen Nachgeschmack loszuwerden, spülte er mit viel Mineralwasser nach.

"Natürlich wäre es existenziell gesehen besser für mich, ich würde mir wie Christiane einen soliden Typen angeln", fuhr die junge Frau fort, "aber ich bin es leid, wie eine alte Glucke von

Vernissage zu Vernissage zu hetzen. Nein, das geht mir gegen den Strich. Außerdem ist das meine Sache."

"Ach irgendwann klappt das schon." Boettcher deutete den Tonfall des Blondschopfs als freundlich. "Wir müssen ja auch nicht immer über Probleme reden, stimmt schon."

Die junge Frau nippte am Weinglas, schaute kurz zu Boettcher herüber. Boettcher hielt ihrem Blick stand, was hätte er auch sonst tun sollen? Glücklicherweise wurde das Gespräch fortgesetzt. Zehn peinliche Sekunden mußte man eben immer in Kauf nehmen.

Ein Kellner schenkte Mineralwasser nach. *Noch ein Gang*, dachte Boettcher und überlegte, wie es dem Magen der jungen Frau erging. Wieder trafen sich ihre Blicke. Ob sie sich für ihn interessierte, bei der Begrüßung mußte sie seinen leichten amerikanischen Akzent bemerkt haben.

Zitronensorbet in Erdbeermarinade wurde gereicht. Einige Gäste winkten dankend ab, andere bekundeten, "eigentlich nur darauf gewartet zu haben".

Das Gespräch zwischen der jungen Frau und dem Blondschopf war nun gänzlich verstummt. Boettcher fragte sich, wie gut die beiden sich kannten. Besonders zu mögen schienen sie sich nicht.

Das Essen samt Espresso war vorüber. Man begab sich in den Nebenraum. Dort sollte sich ein zwangloses Gespräch ergeben. Boettcher ging erstmal auf die Toilette. Während er dastand und vor sich hinstrullte, fiel sein Blick auf eine kleine Graphik, ein Piktogramm, das ihm bedeutete, sich beim Pinkeln doch zu setzen. Er war etwas erstaunt und amüsiert, achtete aber darauf, beim Abschütteln keinen Tropfen neben den WC-Sitz fallen zu lassen. Nach dem Händewaschen suchte er noch einen unauffindbaren Platz für einen Popel. So konnte er noch nach Jahren erkennen, ob die Wohnung wirklich so saubergehalten wurde, wie man vorgab. Hygiene war etwas Schönes.

"Herr Boettcher, wir unterhalten uns gerade über Andy Warhol. Haben Sie auch eine Meinung zu seinem Werk?'

"Hmm. Ja, ich habe eine Meinung zu seinem Werk", begann

Boettcher, "ich sah ihn einmal kurz auf einem Empfang in New York, Anfang der Achtziger. Er war umschwärmt von seinen Lakaien und der Star des Abends, was er auch ganz bestimmt genoß. Er hatte etwas Reptilienhaftes. Er vermied jeden Körperkontakt, abgesehen von den obligatorischen Wangenküsschen. Er wirkte auf mich wie ein verklemmter, hässlicher Homosexueller."

"Haben Sie etwas gegen Schwule?' fragte eine kleine, bebrillte Frau mit Hut.

"Nein", antwortete Boettcher trocken und nahm sich ein Glas Pernod-Soda. Das Thema war gegessen.

Boettcher fand sich deplaziert im Raum stehend wieder, er nahm es gelassen, denn interessante Gespräche hatte er sowieso noch nie auf Diners, wo er niemanden kannte, geführt.

Ein Mann um die vierzig näherte sich ihm.

"Wie finden Sie eigentlich Baseball, Sie als Amerikaner. In Deutschland gibt es ja leider keine Baseball-Kultur."

"Ach, wissen Sie, ich kann dazu nichts sagen. Baseball hat mich nie interessiert."

"Ach, das ist aber sehr schade."

"Ich bin nun einmal sehr unamerikanisch ..."

"Wirklich sehr, sehr schade."

Boettcher wollte schnell ein anderes Thema anschneiden, doch der Herr kam ihm zuvor.

"Ihr Amis seid so verdammt schnell, in allem, meine ich. Ihr seid immer einen Schritt voraus, Wahnsinn."

Der Rollkragen des Mannes war verrutscht, und Boettcher sah zwei große rote Flecken. Streß oder Allergie, dachte Boettcher.

Er beschloß, den Mann abzuchecken.

"Aber wir Amis haben keinen Thomas Bernhard zum Beispiel ..."

"Thomas Bernhard ist ein Österreicher."

Die roten Flecken am Hals des Mannes verloren Farbe, sie waren jetzt rosa. *Ein unsympathischer Typ.*

"Ja, aber er schreibt deutsch. Ich habe damit nur sagen wollen", Boettcher bemühte sich, im besten Deutsch zu reden,

"daß meine Anwesenheit in Deutschland aus dem Interesse an der Literatur und der Kunst herrührt."

"Ja, sehr schön. Aber Thomas Bernhard, Thomas Bernhard, der ist doch tot. Der ist Geschichte, da gibt es jetzt ganz andere."

Boettcher wollte gerne gänzlich bösartig werden, beschloß aber, den unaufgeregten Tonfall beizubehalten.

"Stimmt, Sie haben recht, Bernhard ist tot. Aber manchmal sind einem die Toten lieber als die Lebenden."

Der Mann mit dem roten Hals lächelte. Er schien beleidigt zu sein. Boettcher glaubte, nun hinter die Maske der falschen Freundlichkeit blicken zu können. Aber weit gefehlt.

"Damit haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen."

Der Mann schien grenzenlos harmoniebedürftig.

"Ihr Amerikaner seid eben tough, nee, der Bernhard hat echt nichts geschnallt. *Ein* Buch von dem reicht. Ich lese sowieso lieber Krimis, guten alten Hardboiled Crime. Aber sagen Sie mal, haben Sie schon den vorzüglichen Wein probiert?"

"Ja". Boettcher wäre gerne unsichtbar geworden.

Der Mann schlug auf Boettchers Schulter.

"Das macht gar nichts. Dann trinken wir noch einen auf den Bernhard, Bernhard in Hollywood. Das wär ein Ding gewesen, nicht wahr? Nun kommen Sie schon."

Gegen eine guten Wein hatte Boettcher tatsächlich nichts einzuwenden. Es war ein Riesling, da war nichts gegen zu sagen, im Gegenteil. Nach einer Weile verlor der Rothals das Interesse an Boettcher.

Am Getränketisch stand die Schöne in Uniform. Sie redete mit der kleinen bebrillten Frau mit Hut.

"Man könnte natürlich immer genau das machen, was von einem erwartet wird. Ich habe versucht, mich anzupassen. Aber es geht eben nicht. Ich lasse mir nichts gefallen. Punkt. Aus." Sie wandte sich ab und schaute Paul direkt an.

"Ich heiße Paul Boettcher."

"Man nennt mich Stella."

Nach einer Pause begann Boettcher erneut.

"Ein schöner Name und eine schöne Uniform."

"Es ist meine Arbeitskleidung."

"Ich habe gerade gehört, daß Sie sagten, Sie könnten sich nicht anpassen. Für mich ist das Tragen einer Uniform Zeichen von Unterwerfung."

"Das sehe ich anders," erwiderte die Schöne mit gelangweiltem Unterton. Sie setzte dennoch wieder ein:

"Überall in der Welt kommt es darauf an, wie man sich zur Welt und zum Leben verhält."

"Wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus," sagte Boettcher reflexartig.

Die Frau verzog keine Miene. Boettcher merkte, daß er weiter reden mußte, um das Gespräch nicht verstummen zu lassen.

"Sagen Sie, Sie scheinen mir hier genauso fremd zu sein, wie ich es bin?"

"Fehlanzeige", sagte sie, "der Gastgeber ist mein Ex."

Boettcher wurde klar, die Frau war nicht zu knacken, jedenfalls nicht von ihm. "Wenn das mit der Uniform nichts mit Unterwerfung zu tun hat, so liege ich sicher nicht falsch, wenn ich auf einen gewissen Hang zur Dominanz tippe. Etwas dazwischen gibt es doch nicht, oder?"

"Tja, das ist sehr gut möglich." Demonstrativ desinteressiert blickte sie in den Raum.

Welche Farbe ihr Slip hätte, wäre interessant zu wissen gewesen.

"Ich besorge mir ein neues Getränk", sagte Boettcher säuerlich. Nichts wie weg. Er wollte nicht, daß die Frau irgendeine Erregung seinerseits bemerkte; nicht diese Frau. Auch wenn es ihm voreilig erschien, meinte Boettcher zu wissen, daß diese Frau, sie sah verdammt gut aus, eine Männerhasserin war, zumindest haßte sie Männer seines Typs. Sie war großkotzig und abweisend, entweder war er ein Idiot oder? Boettcher wollte nicht wissen, auf was für eine Art von Mann sie letzten Endes stehen konnte.

Was erwartet man nicht immer von einer Beziehung, dachte Boettcher, als er sein zweites Glas Riesling trank, wieder allein im Raum stehend und sich langweilend. All die großen Erwartungen. Und der Sex? Boettcher ließ die letzten Beziehungen

vor seinem geistigen Auge vorbeiziehen. Vor allem mit Kathleen war es schlimm gewesen. Irgendwann hatte sie tatsächlich angefangen, ständig Süßigkeiten in sich hineinzustopfen und ihm die Schuld daran zu geben, indem sie darauf insistiert hatte, er sei unromantisch und phantasielos im Umgang und in der Liebe. Sich selbst hatte sie dabei konsequent ausgeklammert. Als sie ihre Magersucht überwunden hatte, war dann auch alles aus und vorbei. Während der Krankheit gab es kurze, wilde Ausbrüche. Boettcher hätte nie gedacht, daß er zu solchen Attacken und aggressivem Sex, eigentlich war es fast schon Vergewaltigung, eine gegenseitige Vergewaltigung, fähig gewesen wäre. Die Magersucht Kathleens war eigentlich die interessanteste Zeit gewesen, resümierte Boettcher und glaubte, ein Faible für die neurotische Frau bei sich zu entdecken.

Er suchte die Uniformierte mit seinen Blicken, vielleicht sollte er gar nicht so schnell aufgeben. Vielleicht sollte er etwas eindeutiger werden. Sie unterhielt sich mit dem Gastgeber, ihrem Ex und seiner Frau. Hier war er wohl doch fehl am Platz.

Er verstand, das Gespräch höflich zu unterbrechen, sich höflich zu verabschieden, noch einmal einen Blickkontakt mit der Schönen in Uniform zu wagen. Dann beeilte er sich, die Wohnung zu verlassen. Im Taxi versuchte Boettcher, den letzten Blickwechsel mit ihr zu werten, entschied aber, ein wenig überspannt zu sein und konzentrierte sich auf die Taxifahrerin. Er sah ihr Gesicht im Rückspiegel. Sie sah eigentlich nicht schlecht aus.

Kapitel 11

Gewöhnlich waren die ersten beiden Stunden, nachdem die Bar geöffnet hatte, die angenehmsten. Während der Barkeeper noch damit beschäftigt war, den Tresen klar zu machen, setzte sich Vera auf einen Hocker, rauchte eine Zigarette und trank dazu einen handwarmen Mekong-Whisky.

Die Vorbereitungen für die Nacht konnten sich endlos in die

Länge ziehen, besonders wenn Max arbeitete, der nicht in der Lage war, zwei Dinge gleichzeitig zu tun, wie zum Beispiel Reden und Sich-die-Schuhe-zu-binden. Vera war als Künstlerin nicht an den Vorbereitungen beteiligt. Künstlerin und Animierdame, dachte sie. *Im Grunde war jede Frau auch Animierdame, besonders wenn sie allein in einer Bar war.* Ein ungeschriebenes Gesetz. Und das, obwohl in unzähligen Fernsehshows Kindergärtnerinnen, OP-Schwestern, Fahrradhändlerinnen und Mütter gebeichtet hatten, wie unangenehm sie es fanden, wenn sich ein fremder Mann unaufgefordert an sie heranmachte. Hinterher hatten Galeristen, Studenten, Klempner und Väter beteuert, daß sie die unmißverständlichen Zeichen kannten, die Frauen beim Flirten machten und sie zu deuten wußten. "Was für Zeichen mögen das sein?" hatte Vera sich oft genug gefragt. Auf jeden Fall mußte es eine Flirtschule geben, die den Männern beibrachte, daß jeder Gegenstand, den eine Frau in eine Bar mitbrachte und der nicht unmittelbar zu ihrer Kleidung gehörte, wie zum Beispiel ein Schirm oder eine Armbanduhr, als ein unmißverständlicher Wink anzusehen war, mit dem die Dame andeuten wollte, daß sie einsam war. "Conversation piece" nannte man das wohl, in Amerika zumindest, dem Land der ungezwungenen Unterhaltung. Wahrscheinlich war es auf der ganzen Welt noch schlimmer als in Deutschland, dachte Vera. Deutschland, das Land der "verständnisvollen" Softies. An der Existenz der Softies, die von niemandem mehr so genannt wurden, waren die Frauen schuld. Ja, selbst eine Frau wie Babsi schlug wieder und wieder in dieselbe Kerbe. Was tat Babsi schon anderes, als einen Typen wie Jens Woltersheim zu animieren und ihn zu bestätigen - bis die Memme Woltersheim schließlich glaubte, daß sie selbst es war, die eine so scharfe Braut wie Babsi rumgekriegt hatte. So ein Typ wie Jens Woltersheim, ein Softie oder Weichei eben, ruhte doch niemals mit seinem Denken und seinem Handeln in sich selbst. Er war gar nicht in der Lage dazu, dachte Vera weiter. Er brauchte eine Frau, die immer sagte "Ja Jens, toll Jens, ja Jens, toll Jens, ja Jens toll Jens..."

Und wenn ich hier sitze, dachte Vera, einfach nur dasitze

und sogar beschäftigt bin und meine Blicke nicht hin- und herschweifen lasse, wenn ich trinke und rauche und dann, nachdem die alte Zigarette aufgeraucht ist, eine neue rauchen will, brauche ich nur mein Feuerzeug zu nehmen und sie anzünden, oder Max der Barmann, zündet sie an, nachdem ich ihn darum gebeten habe, denn er ist keineswegs aufmerksam, es sei denn, daß er den ganzen Abend nichts anderes tut, als den Gästen, aufdringlicherweise, sobald sie die Zigarette im Mund haben, Feuer zu geben, so daß sie aus dem Konzept kommen, sofern sie in ein Gespräch verwickelt sind. Genau in so einem Moment, in dem alles gänzlich harmonisch ist, die Musik gespielt wird, die man kennt und mag, bei der man sogar leise mitsummt, in so einem Moment, in dem man vielleicht gerade anfängt einem Gedanken nachzugehen, da kann es passieren, daß einer auftaucht, der dies alles nicht zu schätzen weiß und es daher auch nicht tut. Ein Mann, der ruhelos ist und kein Gespräch allein mit sich selbst kennt, der sich keinen kleinen Dialog mit einer fiktiven oder auch bekannten Person ausspinnt, weil er in seiner Ruhelosigkeit immerzu irgendeine Frau in seiner Nähe haben muß, die das bestätigt, was er sagt, am Besten noch ohne etwas hinzuzufügen. Ein Mann, der den ganzen Tag mit einer dusseligen Arbeit zubringt, bei der er nichts leistet außer zwei Faxe zu versenden und sich dann fragt wo die Zeit geblieben ist, und der aufgrund seiner Nachlässigkeit nichts wirklich in Bewegung setzt, weil er nichts versteht außer dieser einen Sache, diesem blödsinnigen Beruf, den er lernen mußte und zwar mindestens drei bis sechs Jahre durch mehrmaliges Wiederholen, Aufsagen, Abgefragtwerden und Punkt-für-Punkt-Wiedergeben. Einer, der zu dieser Klasse gehört, die unsere Gesellschaft zwar mehr und mehr entbehren kann, sie aber trotzdem in steigender Quantität produziert. Einer, der unfähig ist, das zu leisten, was noch den bescheidensten Handwerker mit dem größten Künstler verbindet, nämlich der von Menschen errichteten Welt ein neues, möglichst beständiges Ding hinzuzufügen. Diese Klasse gleicht in der Tat noch am ehesten jenem "Hausgesinde" mit dem Adam Smith sie auf die selbe Stufe stellt. So ein Mann kommt dann zu ihr und sagt: "Super

Schirm, ich dachte Knirps wird gar nicht mehr hergestellt, übrigens habe ich heute zum sechsten Mal *Alien* gesehen."

Vera versuchte, sich zurückzuhalten, versuchte, das Richtige zu tun, um solche Typen abzuwimmeln, aber es gab praktisch keinen Satz, kein Patent, das diesen bösen Zauber aufheben konnte und die bösen Geister verschwinden ließ. Eine Zeitlang waren Typen in die Bar gekommen, die es toll fanden, mit Nutten und Dealern rumzuhängen, und die in Wirklichkeit auf solche Leute herabsahen, die ein paar Jahre lang Papas und Mamas Geld auf den Kopf hauten und mit ihrem schlechternährten Bürschchentum die Eingänge von Parties blockierten. Solche Typen versuchten sich zum Beispiel damit interessant zu machen, daß sie vorgaben, Fußballfans zu sein - bloß nichts Intellektuelles.

"Na, du siehst so streng aus, was denkst du denn gerade?'

Vera drehte sich um und blickte geradewegs in das Gesicht eines jungen Mannes mit dunklen Kulleraugen. Sie brauchte eine Sekunde, um sich zu sammeln: "Ist heute Mittwoch?

"Ja, wieso?'

"Dann muß ich dringend meine Oma zum Geburtstag anrufen."

Vera wand sich vom Barhocker und ergriff die Flucht Richtung Telefonkabine. Sie betrat die Telefonkabine, warf einen kurzen Blick durch das Fensterchen und zog dann ihren Taschenspiegel aus der Handtasche. Ich will nicht, dachte Vera und betrachte ihr müdes Gesicht im Spiegel. Sie streckte sich selbst die Zunge raus und verdrehte die Augen, ließ den Mund offen stehen und wartete, bis ihr der Speichel aus den Mundwinkeln rann. Sie verschmierte den Speichel rund um ihren Mund. Irgendwo hatte sie einmal gelesen, daß Speichel gesund oder zumindest heilsam sein sollte, vielleicht half er ja gegen die ewigen Pickel am Kinn. Sie lugte durchs Fenster und erspähte den jungen Mann am selben Platz, an dem sie ihn verlassen hatte, wie er gerade genüßlich in der Nase bohrte. Entweder hatte er den kleinen Wink nicht verstanden, oder er war einer von der ganz hartnäckigen Sorte, die dachte, daß man unwillige Frauen zu ihrem Glück zwingen mußte. Vera beschloß, sich der

Situation zu stellen, da es sowieso kein Entrinnen gab. Sie glitt aus der Telefonkabine und begab sich schweren Fußes zurück an ihren Platz an der Bar. Zu ihrer Verwunderung reagierte der junge Mann nicht auf ihre Rückkehr, sondern widmete sich weiter dem Nasenbohren. "Noch mal dasselbe, Max," rief Vera und hob dabei ihr Glas.

"Na, wie alt wird denn die Oma?", fragte der junge Mann und wirkte dabei unweigerlich altklug.

"91."

"Super, dann braucht sie nur noch 9 Jahre und sie bekommt 100 Euro vom Bundespräsidenten."

Vera war wirklich genervt und beschloß, reinen Tisch zu machen.

"Sag mal, hast du niemanden außer mir, mit dem du reden kannst? Ich habe keine Lust mich über irgendeinen Schwachsinn zu unterhalten."

"Na gut, dann unterhalten wir uns eben über etwas anderes. Ich bin sehr vielseitig, weißt du."

"So habe ich das nicht gemeint. Ich will mich überhaupt nicht unterhalten".

"Aber wieso bist du dann überhaupt hier. Eine Bar ist doch dafür da, daß sich Leute unterhalten."

"Wer hat dir denn den Mist erzählt? Komm, los, hau schon ab. Gleich kannst du sehn, wie ich nackt tanze und wenn du danach Geld auf den Tisch legst, unterhalte ich mich vielleicht eine halbe Stunde."

"Meine Güte. Was bist du aggressiv. Dein Job muß ja echt nerven, oder? Ich mein, du bist doch cool, oder, glaub ich, echt mal."

"OK. Hier ist mein Sparschwein. Ab jetzt kostet jede Minute 10 Euro."

"Na, ich wußte doch, daß du Humor hast, komm laß uns einen zusammen trinken. Ich mein', das wär doch echt perfekt jetzt."

"Mann, du bist zu süß, Junge, komm küß mich."

Vera zog den jungen Mann an den Ohren zu sich heran, riß ihren Mund weit auf und biß sich in den Lippen des Bürsch-

chens fest. Der junge Mann befand sich nun in der verzweifelten Lage, nicht schreien zu können und brachte daher nur halberstickte Laute des Schmerzes heraus, während er Vera lahm auf den Rücken klopfte. Nach einer endlosen Minute ließ Vera endlich locker und lachte ein zahnfaules blutverschmiertes Lachen. Das Bürschchen, mit blutigen Lippen, war den Tränen nahe und konnte zunächst kein Wort mehr herausbringen.

"Du alte, kaputte Hexe, du bist so kaputt, daß du überhaupt nichts mehr merkst. Du tust mir sogar leid, ehrlich."

Kapitel 12

Jens Woltersheim wachte auf, die Zeitschaltuhr hatte den Fernseher gestartet. Da er nachts noch auf einem anderen Kanal Kurzfilme geguckt hatte, wurde er heute nicht von der Anfangsmelodie seiner Lieblings-TV-Serie NEVERLAND geweckt, sondern von irgendeiner Talkshow.

Eine aufgedonnerte Mitdreissigerin mit Gewichtsproblemen laberte über ihre Schwierigkeiten bei der Arbeit. Man hatte ihr eine derart dicke Schicht Make-up ins Gesicht geklatscht, daß sie eher einem verkorkstem Kaufhauspuppen-Modell glich, als einem Menschen aus Fleisch und Blut.

Daß dieser Hausfrauenscheiß noch überhaupt jemanden interessiert, dachte Woltersheim, im Zeitlupentempo die Fernbedienung neben der Schlafstatt ertastend.

"Ja, ich wurde wegen meiner Figur beim Kaffeeholen - also ich trinke nur Malzkaffee - immer komisch angeguckt", tönte es aus dem Kasten. Die Frau fuhr fort, erbarmungslos, mit erstickter Stimme, als wenn sie kurz vorm Heulen wäre.

"Auch als mein Mann sich von mir trennte, hat man gelacht."

Die Kamera war inzwischen ganz nah am Gesicht der Frau, und Woltersheim konnte durch die Make-up-Pampe hindurch ihre unreine Haut erkennen. "Können die denn so etwas nicht auch noch wegschminken?', nölte Woltersheim und schälte sich

aus dem Bett. Mit verrutschtem Picasso-Ringel-T-Shirt und ausgeleierten Bermudas stand er mit einer Hand am Sack vor dem selbstgebastelten Kate Moss-Kalender. Dieser Kalender bestand eigentlich nur aus 365 DIN A 3 -Fotokopien, die alle das gleiche Motiv zeigten: Kate Moss, die sich ein Hemd aus der Hose riß, so daß man den unteren Teil ihrer Brüste sehen konnte. Woltersheim hatte es sich zur ersten Aufgabe eines jeden Tages gemacht, mit einem dicken Filzer auf dem Bauch des Models ein Wort zu schreiben, so etwas wie ein Motto für den Tag.

Heute war es: FETT.

"Ja, viele Menschen in Deutschland sind allein mit ihren Problemen. Wir können helfen."

Woltersheim fuhr herum. Die Stimme kannte er doch. Nach genauem Hinsehen war er bestätigt: der Talkshowmaster war Peter Markgraf, die Schande des gesamten TV-Universums. Woltersheim sprang auf und schaltete um auf Kinder-Entertainment. Er mochte den gerade laufenden Werbeblock; schön billig und stumpf gemacht für das konsumgewöhnte, blöde Kind.

Später am Frühstückstischchen in der Küchennische sitzend, fiel ihm die Frau aus der Talkshow wieder ein. Er dachte an seine verschiedenen beruflichen Stationen, wie es neuerdings in Lebensläufen hieß. Die unerfreulichen Tage als Praktikant oder Aushilfe in Drehbuchagenturen, Consultingfirmen, Kreativ-Agenturen und diesem ganzen anderen Scheiß, traten ihm vor Augen. Es gab in diesen Büros immer irgendwelche Opfer, das lag in der Logik des Systems, dachte Woltersheim. Man mußte gerade als Neuling höllisch aufpassen, daß man nicht von Anfang an zum Sündenbock für alles wurde. Schließlich hatten die Deutschen eine große Leidenschaft an der Schuld. Für einen Deutschen war die Schuldzuweisung das Allerwichtigste. Sich selbst mußte man natürlich rein halten wie die Jungfrau Maria. Ihm war immer wieder aufgefallen, daß bei Schwierigkeiten, die eine Gruppe zu lösen hatte, die Klärung der Schuld und die Schuldzuweisung auf eine Einzelperson stets wichtiger war als

die eigentliche Lösung des Problems. Aber auch kein Wunder, man mußte sich ja nur diese Streber anschauen, da war sofort klar, wie der Hase lief.

Mit geübtem Blick durchforstete Woltersheim den Zeitschriftenstand von LIDL. Kein neues Magazin heute, keine neue Frauenzeitung, keine neue TV-Zeitung und vorallem keine neue RAMBA-Ausgabe. Er nahm sich seine obligatorische DICK HURTS vom Stapel. An der Kasse bediente ein junges Mädchen, Woltersheim schätzte es auf höchsten 12 Jahre. Es kaute Kaugummi und machte große rosa Blasen damit. Er erinnerte sich daran, daß er Babsi, gleich nachdem sie sich kennengelernt hatten, einen seiner selbstverfassten Texte über "Konsumtussis" zum Lesen gegeben hatte. Dieser Essay sei ja nichts anderes als eine seitenlange Haßtirade auf modisch gekleidete Teenagermädchen, hatte Babsi ihm dazu gesagt und er solle es doch mal mit richtigem, konkreten Sex probieren, das würde ungemein entspannen. Er hatte Tage gebraucht, um sich von diesem Spruch zu erholen. Schließlich hatte er sich vorgenommen, nie wieder so einen Quatsch zu verzapfen und es jemanden zu lesen zu geben. Dann schon lieber Tagebuch schreiben oder mit Babsi in der Bar fummeln, dachte er und lächelte die Teenie-Verkäuferin an, die sich, ohne eine Miene zu verziehen, weiter ihrer Arbeit am Kaugummi widmete.

Kapitel 13

Schwab war stinkig.

Heute hatten sie wirklich zu ihm gesagt, hatten sie *wirklich* zu ihm gesagt, als er mit einem Plastikeimer im Flur gestanden hatte, um seine tägliche Wasserration aus dem See des Stadtparks zu schleppen, hatten sie wirklich gesagt:

"Na, Schwab, gehste wieder wichsen?'

Irgendwann würde er sie windelweich schlagen, diese Stinker und den Rest der Brut. Schwab stand mit seinem rosa Plastikeimer auf einer Lichtung im Park.

Paul Boettcher hatte sich hinter einer Baumgruppe versteckt und beobachtete seinen hilflos wirkenden Cousin. Er hatte ihn aufgrund der Fotos von der Detektei Petzold gleich erkannt. Leise raschelte das Laub in den Bäumen. Schwab kniete sich, um Wasser zu schöpfen, an das Ufer des Stadtparktümpels. Boettcher starrte auf Schwabs Rücken.

Schwab hatte das Gefühl, beobachtet zu werden.

Kapitel 14

Pünktlich um 20.00 Uhr verließ eine zierliche Gestalt einen kleinen Supermarkt im Südwesten Berlins. Es war noch nicht richtig dunkel, und die Vögel gaben ihr abendliches Trauerkonzert. Die Gestalt hastete über das Kopfsteinpflaster in Richtung U-Bahneingang. Sie strauchelte und wäre fast mit dem Fußgelenk umgeknickt, fing sich jedoch im letzen Moment.

Gayle überprüfte den Absatz ihrer jeansblauen Stilettopumps. Etwas Leder hatte sich nach oben verschoben. "So ein Mist", fluchte sie, "sowas passiert auch immer nur bei den Schuhen, die man am liebsten mag." Sie versuchte, das Stück Leder mit dem Fingernagel und ein bißchen Spucke wieder glatt zu streichen. Der muffige Geruch, der aus dem U-Bahnschacht aufstieg, brachte sie zum Würgen. Sie hielt sich die Nase zu. Doch es half nichts. Irgendwie hatte sie das Gefühl, daß der Gestank in ihr war, eine Art Gärungsprozeß oder so etwas. Sie fühlte sich miserabel. Auf dem Bahnsteig suchte sie nach einem Kaugummiautomaten. Gayle konnte gerade noch ein Päckchen Zimtkaugummis ziehen, als die U-Bahn in den Bahnhof einrollte. Zum Glück fand sie sofort einen Platz. Sie untersuchte ihre Schuhe und betrachtete dann ihre nackten Beine. Die Adern an der rechten Wade leuchteten blaugrün durch die Haut und waren leicht angeschwollen. Gayles Kopfhaut juckte. Die vielen kleinen Zöpfchen flechten zu lassen, hatte sie eine Menge Geld gekostet und dann noch das Färben. Jetzt war am Haaransatz ihr blondes glattes Haar schon wieder

zu sehen. Sie hatte das Gefühl, daß alles an ihr schneller wuchs als sonst. Sie rückte vorsichtig von ihrem Sitznachbar ab, der offensichtlich schon die ganze Zeit auf ihre nackten Beine und den Minirock schielte. Zum Glück stieg er an der nächsten Station aus. Weiter hinten im Wagen fand eine Auseinandersetzung statt. Gayle sah, wie ein Mädchen mit einer zusammengerollten Zeitung in der Hand zum Schlag gegen einen jungen, merkwürdig gekleideten Typen ausholte. Eine Frau mit Hund stieg ein und setzte sich neben Gayle. Der Köter mußte unglaublich schwitzen; seine Zunge schien einen halben Meter lang zu sein, so weit hing sie ihm aus dem Maul. Etwas von dem Hundespeichel tropfte Gayle auf die nackten Zehen. Angewidert sprang sie auf und setzte sich möglichst weit weg in die hinterste Ecke des Wagens. Die Hundebesitzerin schüttelte nur verständnislos mit dem Kopf und schaute Mitgefühl heischend in die Gesichter der anderen Fahrgäste, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß es sich bei ihnen in der Mehrzahl um Hundebesitzer handelte.

Gayle versuchte, sich zusammenzureißen. Sie fühlte sich ganz klein und hilflos. Ihr Selbstbewußtsein war gleich null. Am Wittenbergplatz stieg sie aus. Sie wollte noch einen Kaffee trinken, bevor sie in die Bar ging.

Das tat gut. Der Kaffee brachte sie wieder nach vorn. Sie bezahlte die Rentnerin am Imbißstand und durchwühlte ihre Tasche nach einem Zimtkaugummi. Es war inzwischen viertel vor neun geworden, und sie versuchte, sich zu beeilen, was bei ihren hohen Absätzen nicht ganz einfach war. Vor dem Eingang der Bar übte sie kurz ein Lächeln im Türspiegel und klingelte dann. Die Tür war noch abgeschlossen.

Nach einer Weile hörte Gayle, wie sich jemand von innen auf die Tür zu bewegte. Der Schlüssel drehte sich im Schloß und aus dem von Whisky und Rauch geschwängerten Dunkel blickte sie eine Frau mit müdem spitzmausigem Gesicht an.

"Hallo?"

"Oh, hallo, ich bin Gayle, ich komme wegen des Inserats, hatten wir nicht telefoniert?"

"Ausgezeichnet! Welches meinen Sie?' fragte die Frau und schien langsam aufzuwachen. Wir haben zwei Inserate laufen, eins für einen Mann, das andere für eine Frau."

"Dreimal dürfen sie raten."

"Eine Frau also! Entschuldigen Sie, aber sie wirken auf mich so androgyn, das ist doch nicht schlimm, oder? Ich heiße übrigens Babsi Renner."

Gayle nickte darauf nur freundlich. Sie glaubte sich an einen anderen Namen zu erinnern, irgendwas seriöseres als "Babsi". Auf jeden Fall mußte es eine andere Frau gewesen sein, mit der sie gestern telefoniert hatte.

"Kommen Sie ruhig rein. Wir sind allerdings noch nicht ganz fertig mit dem Aufräumen."

Gayle sah sich in einer der schäbigsten Bars, über deren Schwelle sie bis dahin getreten war. Nackte Flackerglühbirnen, die da und dort von der schmierigen Decke hingen, tauchten die verquollenen Dielen in ein trüboranges Licht. Bambuspendel zerlegten den Raum in mehrere kleine Abteile, die jedes ein kleines Styroportischchen mit Hockern enthielten. Alle Möbel waren mit Ölfarbe in einem seltsamen Olivgrün gestrichen. Eine uralte Frau humpelte herein und stieß mit einem Wischeimer und Schrubber bewaffnet gegen den Tresen, der offenbar das Schmuckstück dieses Etablissements darstellte. Er bestand aus rosafarbenen Glasbausteinen und war von innen beleuchtet.

"Das ist übrigens Rose, eine meiner ältesten Angestellten, sie macht hier sauber. Sie werden sich bestimmt gut mit ihr vertragen", klärte Babsi Gayle auf.

Gayle hievte sich auf einen der Barhocker, während Babsi sich etwas zu trinken einschenkte. Das ist unser Spezialgetränk, Sie können natürlich auch etwas anderes haben.

"Oh nein, das sieht doch ganz gut aus, erinnert mich irgendwie an einen Dixi 95."

"Das vertrage ich überhaupt nicht, dagegen ist dies hier aber auch die reinste Medizin."

"Das liegt bestimmt an dem Chlor, was sie immer ins Trinkwasser tun, daß Sie den nicht vertragen. Aber mit Mineralwasser ist der wirklich gut."

"Ich verstehe schon, Sie wollen doch einen Dixie 95," sagte Babsi.

Nach einem unangenehmen Stillschweigen und einem kurzen Intermezzo von Gläserklirren und dem Schnappen von Kühlschranktüren entschloß sich Babsi, eine Cassette einzuwerfen und das Arbeitslicht etwas zu dimmen. Die alte Putzfrau Rose saß inzwischen auf dem Boden und schnürte sich die Gesundheitsschuhe.

"Du bist doch fertig, Rose", schrie Babsi zu der Greisin hinüber, die daraufhin nur einen wäßrigen Blick zurück warf.

"Sie hört nicht besonders gut, aber ansonsten ist sie eine hervorragende Hilfe. Ihre stoische Art hat auf mich so eine beruhigende Wirkung", klärte Babsi Gayle auf und setzte sich endlich neben sie auf einen Barhocker. Inzwischen verschwand Rose, ohne sich zu verabschieden, durch den Hinterausgang.

"Die Hütte hier kommt Ihnen vielleicht etwas morsch vor, aber unseren Gästen gefällt's." Babsi's weißbestrumpfte Beine mit den alten roten Lederpumps pendelten fröhlich hin und her.

"Kann ich mir schon vorstellen, ich habe 'ne Zeitlang im Hong Kong Gardens geputzt, da sieht es ganz schön mies aus, wenn die Neonröhren angehen."

"Oh, ich dachte, Sie wären Tänzerin."

"Klar, bin ich auch. Nachts hab' ich als Go Go Girl gearbeitet und danach bin ich pennen gegangen für ein paar Stunden und dann wieder putzen. Und das in ein und dem selben Schuppen. Der Besitzer von Hong Kong Gardens ist ein total harter Geschäftsmann. Da hab ich auch keinen Lohn gekriegt, sondern nur Prozente von dem, was die Gäste mit einem trinken."

"Ich kenne Rob van Geest, der war früher ziemlich oft hier, als er noch ein kleiner Ganove war. Eigentlich ein ganz lustiger Typ."

"O.K, ich weiß, daß es nicht besonders gut ist, über ehemalige Bosse schlecht zu reden, besonders wenn man sich gerade vorstellt, aber seit van Geest nicht mehr mit seiner Frau zusammen ist, ich meine, seit die ihn wegen dem Anwalt verlassen

hat, ist er ein echtes Arschloch geworden. An manchen Tagen war ich mit den Nerven total runter. Und ich konnte von Glück reden, wenn ich mich zur Nachmittagsvorstellung noch ab und zu ins Kino schleppen konnte." Gayle suchte in ihrer Tasche nach einem frischen Kaugummi.

"Hört sich ja gar nicht gut an, meine Liebe. Aber ich kann dir sagen, die Arbeit hier ist auch nicht ohne. Nerven solltest du schon haben. Ich darf dich doch duzen?"

"Klar." Gayle schenkte Babsi ein Lächeln. "Ich habe eigentlich nur Gutes von dem Laden hier gehört, deshalb finde ich es auch nicht so schlimm, daß die Bezahlung nicht so hoch ist. Aber fürs erste habe ich ja noch meinen Job im Supermarkt."

"Ein schöner Zeitvertreib", bemerkte Babsi.

Gayle schneuzte sich und nahm ihr Kaugummi aus dem Mund, um es gleich wieder gegen ein neues auszutauschen. "Am liebsten wäre ich eine exotische Nummer, so wie in alten Hollywoodfilmen. Das übe ich auch bei mir zuhause. Ich tanze nackt eine Art Watussi und trage bunte afrikanische Masken."

"Sowas könnte schon in unser Programm passen. Über diese Dinge mußt du natürlich mit Vera reden. Der kannst du dann auch vortanzen. Ich regle nur die geschäftliche Seite. Aber mein Eindruck von dir ist soweit gut. Du hast Ehrgeiz und siehst interessant aus. Das ist für mich schon sehr wichtig."

Gayle lächelte Babsi hoffnungsvoll an. "Wann kann ich denn diese Vera kennenlernen?"

Kapitel 15

DER KOTHAUFEN DER GESELLSCHAFT ODER JUST ANOTHER SCHLAG INS GESICHT DER GESELL - SCHAFT?

Ist es wünschenswert, eine Jugendbewegung zu haben, die eher zu Knast und Friedhof tendiert, als zu Strasse oder Konzertsaal?

Aus den Slums des ehemaligen Ostblocks kommen sie und sie wollen auch nirgendwo anders hin. Sie wollen im Dreck, im Elend bleiben.

Wenn sich Jugendbewegungen bilden und definieren, war es bisher immer ein Grundsatz, ein Ziel, eine Richtung, so konfus sie auch sei, zu haben, die als Ausschließlichkeitsprinzip Freunde von Feinden trennt. Doch bei den "PZ" - Prawda Zecken - (was für ein Name, läßt sogar die Rote Armee Fraktion an Albernheit weit hinter sich) bricht dieses Schema offensichtlich zusammen.

Es gibt keinen verborgenen Konformismus, wie bei so vielen anderen Eintagsfliegen der Jugendkultur, nur totale Gleichgültigkeit und völlige Inhaltslosigkeit:

Die männlichen Exemplare haben kein Geld (Ehrensache) und keine Haare, absichtlich wird das Deckhaar kahl geschoren, um ein paar lange Strähnen über die künstliche Glatze zu legen, als wäre man über 45 und hätte kein Geld für ein Plastiktoupet. Der Rest ist Kleidersammlung.

Die weiblichen Exemplare gehen in der Prolligkeit noch weiter. Mist aus den Grabbelkisten der Billig-Warenhäuser wird so getragen, als wäre man eine vereinsamte, gestörte Person aus den Slums der Großstädte. Polyester und ihre Schwestern, die ganze Chemie-Palette samt Giftfarben schmückt den dürren Körper, das Hemd wird zur Hose, der BH wird über der Kleidung getragen, und der Slip ist ein Halstuch. Die Haare sehen aus wie mißglückte Dauerwellen in den allerekligsten Farben. Das Make-up ist dem einer Barbiepuppe, verhunzt durch die zweijährige Schwester, ebenbürtig. Die Männerzecken stinken nach Haarwasser, die Frauen nach Gabriella Sabatini. Es wird nicht gearbeitet, was sogar als politische Entscheidung durchgehen könnte, auch nicht studiert oder ähnliches. Nein, das Geld wird halt irgendwie besorgt, durch Rollen in Pornos, Diebstahl und was sonst noch so anfällt. Was so anfällt, ist meist folgendes: die Zecken, egal ob männlich oder weiblich, lassen sich für Dumpingpreise zum Sex für jedermann und jederfrau herab. Doch für sie scheint es kein Herablassen zu geben: Fellatio im Supermarkt, gegenseitiges Anpissen in der U-Bahn ist schon Standard. Eine Schamgrenze existiert nicht. Das alles für 5 Euro oder weniger.

Was wirklich verblüfft, ist der völlige Verzicht auf Artikulation. Es gibt keine Autoren, keine Filmemacher, keine Musiker in den Reihen der Zecken, alles ist total unkünstlerisch. Es wird halt nur so vegetiert. Die eigene Existenz ist soviel wert wie der Müll, den schon lange keiner mehr runterbringt. Die Zecken hausen in Wohnungen zu siebt oder acht oder noch mehr. Wohnungen - na ja. Stinkende Müllhaufen, wo es jeder mit jedem oder jede mit jeder usw. treibt. Da kein Geld da ist, spielen Drogen keine Rolle. Gesoffen wird dagegen alles was reingeht.

Purer Alkohol wird mit aufgelösten Gummibärchen zu Geschmack gebracht. Gegessen wird alles was rumliegt. Und so liegen die Zecken auch überall herum. Wenn sie dabei mal vom Auto überfahren werden und ein Bein verlieren, ist das wohl eher chic. Der Kaputteste ist König, aber König ohne Verehrung (und ohne Gliedmaßen). Wenn man diese ganzen Wahnsinns-stories hört, die einem ja täglich vorgesetzt werden, fragt man sich schon, was das alles soll, und vor allem: wie kann man nur so werden? Diese völlige Entregelung ohne Regeln klingt wie ein unglaubwürdiges Endzeitszenario eines zynischen Schmierfilmers, aber sie ist da; das Ende der Geschichte der Jugendkulturen, apolitisch, unkünstlerisch, noch nicht mal mehr hedonistisch. Die Jugend ist das geworden, was die düstersten Prophezeiungen als Überhöhung früherer Diskurse entwickelten. Die beliebige Ware Mensch in einer beliebigen Welt, in der die Ware alles ist und der Mensch ein Konsument und gleichzeitig das konsumierte Objekt. Die Frage der ...

Boettcher legte das Magazin, welches er zur Morgenlektüre dieses Tages bestimmt hatte, beiseite. Für heute hatte er genug von diesen Brötchen gegessen, die die Berliner "Schrippen" nannten. Noch ein Schlückchen Tee und die Morgentoilette konnte beginnen. Das elektrische Zahnputzgerät schnurrte lustig in seinem Mund vor sich hin, während er seinen Körper im großen Spiegel betrachtete. Die Brust war nur ganz leicht behaart. Höchstens drei, vier Löckchen kräuselten sich um jede Brustwarze. Er sorgte seit Jahren dafür, daß der Gesamteindruck harmonisch und symmetrisch war. An seinem Körper sollte alles symmetrisch sein. Die Narbe seiner Blindarm-Operation war nur von Spezialisten zu entdecken. Boettcher legte das

Zahnputzgerät beiseite und überlegte, ob er sich rasieren sollte, doch das tat er grundsätzlich nur vor dem Zubettgehen.

Seine Kleidung saß wie angegossen, ein Ziel, das er seit seinem sechzehnten Lebensjahr stets angestrebt hatte.

Er war innerlich vorbereitet, äußerlich bestimmt.

Auf dem Bürgersteig, früher hieß es mal Trottoir, fiel ihm ein, wartete Boettcher auf das telefonisch bestellte Taxi. Als er es erblickte, überlegte er kurz, wie die Farbe des Wagens zu nennen wäre, verwarf nach ein paar unbefriedigenden Einfällen aber diese geistige Beschäftigung. Er stieg ein und sah ein weiteres Monster, wahrscheinlich ein Student. Der Wagen roch muffig nach Elend. Paul Boettcher nannte die Adresse und schwieg während der gesamten Fahrt.

Heute war der Tag.

Kapitel 16

In Hellersdorf angekommen, wartete Boettcher vor dem Wohnsilo auf Schwab. Dieser kam gerade vom Wasserholen zurück. Als Schwab Boettcher erblickte, schämte er sich, da er den rosafarbenen Wassereimer mit sich führte. Schwab ließ den Eimer fallen. Sein linkes Hosenbein wurde nass. Er ging auf Boettcher zu. Dieser winkte das wartende Taxi heran.

Schwab hatte nur einen Gedanken: Geld. Gestern hatte der Ami ihm Geld gegeben, und er hatte davon zum ersten Mal seit langer Zeit wieder warm und gut gegessen und war ohne Hunger eingeschlafen. Das Geld war jetzt alle, aber wenn dieser Ami-Blödmann ihm Kohle rüberschiebt...

Schwab stieg ein.

"Oranienburg," sagte Boettcher zum Fahrer. Langsam fuhr das Taxi an.

Kapitel 17

Tosender Straßenverkehr, ein kleiner kopfsteingepflasterter Platz, eine Brandmauer, an der sich Gewölbeumrisse abzeichneten und ein umzäunter Parkplatz: nur eine Hinweistafel und ein Gedenkstein machten darauf aufmerksam, daß man sich auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Oranienburg befand. Das KZ mitten in der brandenburgischen Kleinstadt war eines der ersten Häftlingslager der Nationalsozialisten gewesen. Die SA richtete es im März 1933 in einem Gebäudeteil einer ehemaligen Brauerei ein und leitete das Arbeitslager bis zum Röhm-Putsch 1934. Nachweislich 16 Menschen wurden dort umgebracht, doch nur von acht Opfern sind die Namen bekannt. Die SS mordete hier, kurz bevor sie das Konzentrationslager schloß und in ein Reservelager umwandelte.

Das KZ Sachsenhausen ist das "eigentliche Konzentrationslager" bei Berlin, in dem massenhaft gefoltert und gemordet wurde. Das KZ Oranienburg ist dagegen der symbolische Ort des beginnenden Naziterrors.

Boettcher und Schwab standen am Rand der Straße. Walter Schwab schaute dem Taxi nach. Der Auspuff des Wagens war defekt, es roch fürchterlich nach Abgasen. Als endlich keine Rauchwolken mehr zu sehen waren, war auch sonst nichts mehr zu sehen und zu hören, weit und breit. Paul Boettcher wandte sich zu Schwab und blickte ihm in die Augen.

"Das ist das KZ Oranienburg. Schon auf dem Weg hierher überkam mich ein Frösteln. Das ist einer der Orte, an denen 1933 alles begann, wie du weißt."

Walter Schwab sagte: "Ich sehe zwar doof aus, bin es aber nicht." Seit seiner Schulzeit war er mit diesem Spruch immer gut angekommen, außerdem hatte er überhaupt keinen Bock, mit irgendeinem Ausländer über Gaskammern zu reden. Schließlich hatte er ja niemanden vergast.

Boettcher versuchte, dieser ironischen Bemerkung auf den Grund zu gehen: war es wirklich so, daß auch der unterdurch-

schnittlich gebildete Deutsche mehr wußte, als zu vermuten war?

Da er Schwab noch nicht lange genug kannte, hielt es Boettcher für angebracht, ihn nicht zu provozieren und schwieg.

Wortlos marschierten beide über den Steinboden des verlassenen Geländes, Schwab immer zwei Schritte hinterher.

Das war eine heikle Situation für einen Ausländer, dachte Boettcher, noch dazu für einen, der zu den Siegermächten gehörte, mit einem x-beliebigen Deutschen im KZ herumzuspazieren.

Obwohl hier kaum noch Spuren einer Mordmaschinerie zu sehen waren, verfiel Boettcher allein schon durch den Begriff Konzentrationslager dem *Mysterium der Nazizeit*. Denn seiner Meinung nach waren die Deutschen ein unergründliches Volk - nur noch die Japaner konnten da mithalten. Entweder, so dachte Boettcher, hatten sie zur Zeit der Nazimacht von dem Holocaust nichts gewußt, oder sie hatten alles kaschiert und waren ganz einfach Mitwisser und somit Mittäter gewesen. Ein seltsames Volk - ein grausames Volk, ekelerregend und, zynisch betrachtet, faszinierend zugleich. Die Sprache der Deutschen ist die Sprache des Militärs. In jeder Bewegung des Durchschnittsdeutschen, so dachte Boettcher, auch wenn sie die eines Bürgers ist, erkennt man die zähnebleckende, in Ketten gelegte Bestie, den Berserker. Die Deutschen empfinden keine Schuld, beschloß Boettcher. Sie haben nie Schuld empfunden. Nachdem sie den Krieg verloren hatten, hatten sie sich dem Demokratieverständnis der Alliierten unterworfen. Sie lebten in einer Art Reservat, interpretierte Boettcher weiter, und sind über die Jahre zu einem gezähmten Rudel zusammengewachsen. Nur die unter dem sowjetischen Mantel aufgewachsenen Deutschen scheinen noch das typische martialische Wesen bewahrt zu haben.

Boettcher verfiel immer mehr der düsteren Vision von einem noch fortbestehenden Nazireich, und während er und Schwab ziellos herumwandelten, begann er zu rezitieren.

"Schwarze Milch der Frühe-
wir trinken sie abends
wir trinken sie mittags und morgens
wir trinken sie nachts,
wir trinken und trinken.
Wir schaufeln ein Grab in den Lüften
da liegt man nicht eng.
Ein Mann wohnt im Haus
der spielt mit Schlangen der schreit
der schreibt
wenn es dunkelt nach Deutschland
Dein goldenes Haar Margarete
er schreibt es und tritt vor das Haus
und ..."

Walter Schwab war es zu blöde geworden, hinter dem Spinner herzulaufen. Er war stehen geblieben. Was war das für eine Dreckscheiße, die der idiotische Ami von sich gab? Wen glaubte der Ami mit so ner Scheiße imponieren zu können?

Boettcher bemerkte nach einer Weile, daß Schwab ihm nicht mehr folgte und drehte sich um. Aus einer Entfernung von vierzig Metern rief Schwab ihm entgegen: "Eeeeeh ... Laß uns einen saufen gehen!"

Schwab wußte, daß man sich seine Verwandten nicht aussuchen konnte, aber dieser hier war ein echter Fatzke, dachte er.

Nachdem sie eine Stunde in der S-Bahn verbracht hatten, stiegen sie um in die U-Bahn, Richtung Rathaus Steglitz. Schwab mußte sich zusammenreißen. Der Ami hatte immerhin Kohle. Das war Grund genug, vorerst die Schnauze zu halten.

Boettcher war den süßlichen Geruch der Körperöffnungen und die verbrauchte Luft in den öffentlichen Verkehrsmitteln nicht gewohnt. Er fühlte sich weich in den Knien; kein freier Sitzplatz in Sicht. Walter Schwab mußte den Verwandten stützen. In den Gesichtern der anderen Fahrgäste machte sich ein spöttisches Grinsen breit. Schwab wäre am liebsten vor lauter Scham im Boden versunken. Aber er verließ sich darauf, daß

alles einmal ein Ende hatte. Kaum draußen war Paul Boettcher auch schon wieder oben auf. Ein Glück, dachte Schwab, sonst hätte ihn die Szene noch für einen Homo gehalten, der mit einem verklemmten Hetero unterwegs war.

Vom Kudamm aus bogen sie in die Fasanenstrasse ab, um zur Nacktbar zu gelangen. Es war noch früh am Abend, doch in den Hauseingängen warteten schon die Dealer und Nutten auf ihre Kundschaft. Boettcher faszinierten die zahllosen Ramschläden, Bumslokale und Peepshows. Die vielen kleinen Jungenärsche, nur von Feinrippunterhosen aus dem Sonderangebot bedeckt, waren für Spanner und Freier das Paradies. Doch Boettchers Interesse galt mehr dem weiblichen Geschlecht. Diese blasse mit blauen Äderchen durchzogene Haut, die durch die verschiedenen Unterröcke und Stützstrümpfe hindurchschimmerte, wirkte auf ihn so elektrisierend verletzlich. Eben ganz anders als der gesunde Teint, den er aus den Staaten gewohnt war. Insgesamt fand Paul Boettcher dieses Elend ausgesprochen stimulierend. Er genoss es, dies alles ungestört betrachten zu können. Außerdem meinte er, hier eine Armut zu erleben, die offen zur Schau getragen wurde, die man nicht verbergen wollte. Gerade das machte sie, nach Boettchers Meinung, so anziehend.

Sobald etwas sein besonderes Interesse erregte, blieb er immer wieder unvermittelt stehen und brachte dadurch den Menschenstrom ins Stocken. "Mann, du Penner, merkst du nicht, daß du hier den ganzen Verkehr aufhältst?!!" Eine Frau hatte ihn angerempelt und belegte ihn mit einem Schwall übelster Flüche und Fäkalworte, die Boettcher bis dahin noch nie gehört hatte.

Für Schwab war dies die ausgleichende Gerechtigkeit, was ihn zufrieden stimmte, und er vergaß kurz das große Verlangen, den verklemmten Typen Scheiße fressen zu lassen. Als sie den Häuserblock ansteuerten, in dem die Nacktbar lag, hörten sie schon den Schlepper plärren: "Hereinspaziert! Wir zeigen Ihnen heute alles was Fleisch hat, hier werden die nackten Tatsachen enthüllt! Und in jedem Drink ist garantiert was drin..."

Kapitel 18

Hier kann ich mich nie wieder blicken lassen, dachte Schwab. Boettcher lag rücklings auf dem Bretterboden der Bar.

Eine Ecke des Styroporkastens, der als Sitzgelegenheit diente, war abgebrochen. Der gehört nicht zu mir, dachte Schwab. Zwei Gäste halfen Boettcher, der verschämt grinste, wieder auf die Beine.

Walter Schwab sah nur eine Möglichkeit, den Abend zu retten: Saufen und dann Gute Nacht. Also bestellte er zwei *Plumpaquatsch*. Wenn der Typ die beiden Gläser intus hat, macht der sich vollends zum Idioten. Keine Gnade, Schwab. Zuerst verzog der Amerikaner noch das Gesicht, "alles Leid und aller Schmerz der Welt", sagte er bevor er sich einen gehörigen Schluck hinter die Binde kippte. Aber nach drei weiteren *Plumpaquatsch* war aus dem feinen Cousin aus Amiland eine quasselnde Tunte geworden. "Schwarze Milch, schwarze Milch", brabbelte Boettcher vor sich hin. Der ist sternhagelvoll, dachte Schwab, das ist klar.

Die Kombinacktenshow, der unbekleidete Körper Vera Ungars und all die anderen Attraktionen wurden von Boettcher mit Begeisterung aufgenommen. Immer wieder sprang er auf und klatschte frenetisch Beifall. Darbietungen dieser Art fanden bei Boettcher großen Anklang. Er hielt sie für sehr poetisch und künstlerisch wertvoll und wollte nun alles daran setzen, seinen Enthusiasmus auch zu zeigen.

Jens Woltersheim meinte, in Paul Boettcher das ideale Opfer gefunden zu haben. Es war ein leichtes, den schon stark angetrunkenen Amerikaner in ein Gespräch zu verwickeln. Ein Gespräch, das zunächst von dem ausgelassenen Erzählfluß Boettchers dominiert wurde. Woltersheim präsentierte sich als niveauvoller Pornodealer und Künstler, der den scheinbar unbedarften Amerikaner über die Hintergründe der Berliner Kunstszene aufklären konnte und darüber hinaus über Weltökonomie und die Probleme des einundzwanzigsten Jahrhunderts bestens Bescheid wußte.

Irgendwann bekam Schwab nichts mehr mit. Sein Hirn war nur noch Suppe. Dann schlief er ein.

Max, der Barmann, begann bereits, das Etablissement für den nächsten Tag herzurichten. Da an der Theke für Babsi nichts mehr zu tun war, gesellte sie sich zu Jens und dem betrunkenen Amerikaner.

Inzwischen war die Bar völlig leer. Auch Max und Vera hatten sich verabschiedet. Babsi schloß hinter den letzten Gästen die Tür. Sie nahm an, daß der Amerikaner ein potentieller Geschäftspartner für Jens Woltersheim war. Vielleicht hatte er endlich jemanden gefunden, dem er seine Pornoidee verkaufen konnte.

Babsi spendierte einige Runden *Plumpaquatsch* auf Kosten des Hauses. Während Walter Schwab in einer Ecke der Bar ein Nickerchen machte, unterhielten sich die drei über Globalisierung und Kasinokapitalismus. Als Babsi und Boettcher erkannten, daß sie eine Art geistiger Verwandtschaft verband, war Paul Boettcher vollends aus dem Häuschen. Hervorgerufen durch den ungewohnten Alkoholgenuß, dem pittoresken Ambiente, glaubte er, in Babsi Renner und Jens Woltersheim zwei niveauvolle Lumpenintellektuelle gefunden zu haben, die reflektiert genug waren, sich einmal über abstrakte und unorthodoxe Dinge zu unterhalten.

Für Boettcher offenbarte sich hier eine nie gesehene Welt, Bilder von finsteren, nassen Feldwegen in Rumänien und billigen, aber todchicen Nutten aus Osteuropa kamen ihm in den Sinn. Boettchers Augen funkelten. Er fühlte sich erleuchtet und gratulierte sich selbst zu der Entscheidung, nach Europa gegangen zu sein. Er erzählte den beiden irgendwas über die ausgetretenen Pfade Nordamerikas, hielt dann jedoch mitten im Satz inne. Ihm war etwas eingefallen. Der Zeitpunkt war genau richtig. Hier und jetzt traute er sich endlich, sein kleines Geheimnis zu lüften.

Er holte ein Diktiergerät aus seiner Reverstasche und bat Babsi und Jens um ihre uneingeschränkte Aufmerksamkeit. Die schienen überrascht und Boettcher, der sich seiner Trunkenheit

bewußt war, versuchte, sich zusammenzureißen:

"Hier ist eine Aufnahme von einem Freund, einem guten Freund, einem deutschen Amerikaner. Er ist Wirtschaftsstudent in Amerika, und er hat Wahnsinnsideen. Da ich euch mag, nein, ich vertraue euch sogar, ehrlich ... Also passt mal auf. Aber ich sage euch, dies hier ist total geheim!"

Zwar waren Babsi und Jens zuerst ziemlich skeptisch, doch als Boettcher das kleine Diktiergerät einschaltete und eine sonore Männerstimme in fast akzentfreiem Deutsch zu referieren begann, hörten sie aufmerksam zu:

"Liebe Freunde, was ihr jetzt hört, ist ein ehrlicher und ernstgemeinter Vorschlag. Ich habe eine Strategie entwickelt, wie wir die utopisch erscheinende Vision von der Insel, der Burg auf dem Berg, der Kommune mit allen Freunden errichten können. Hört nun im einzelnen meine Idee vom autonomen Kleinstaat.

Ich beginne mit dem leidigen Thema des Finanzwesens, was aber durchaus spannend ist, doch hört selbst:

Ein Bankräuber raubt Banken aus, weil sich dort das Geld befindet, aber viel Geld, an dem man sich bereichern kann, ist in diesem Falle nicht mehr auf der Bank. Ein Bankier hingegen beraubt Banken, sogar die eigenen Kunden, vollkommen legal und ungestraft. Jeder weiß, daß hochinflationäre Summen an Geld jede Minute nur noch als mystische Zahlenreihen über die Computerschirme flimmern - es gibt es also doch das Geld. Ich denke da an ein Projekt, das durchaus realistisch ist, nennen wir es "Projekt Währungsspekulation", das Stehlen des unechten Vermögens der Banken. Man arbeitet mit dem Geld der Interessenten, und an denen wird es nicht mangeln, die nur darauf warten, mit steuerfreien Registrierungen Geschäfte zu machen. Geldwäsche also - für die Geschäftsleute der vielen russischen Kleinstaaten und der illegal vor sich hinwuchernden Dienstleistungswirtschaft.

Stellt euch doch mal vor, plötzlich hat man einen Haufen illegales Geld, mit dem man dann einige Tage arbeitet, d.h. Leihgeld, von dem man lebt, völlig zinsfrei. Mir schwebt ein Kleinstaatmodell vor, in dem die Mitglieder als bewußte Parasiten eine autarke Existenz führen..."

Jens wurde ungeduldig: "Mach mal aus. Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Das geht ja viel zu schnell."

Boettcher schaltete ab. Er versuchte eine höfliche, aber bestimmte Erwiderung. "Es geht hier um Währungsspekulationen. Mein Freund hat hier ein riskantes Konzept entwickelt und ..."

Jens fiel ihm ins Wort: "Nun mach mal halb lang, du Spinner. Das geht mir langsam tierisch auf den Senkel. Ihr Amis führt euch immer so auf, als hättet ihr die Weisheit mit Löffeln gefressen, weil ihr ein Buch gelesen habt, was wir schon seit 2000 Jahren kennen. Ihr tut immer so, als seid ihr die Weltpolizei. Jeder einzelne von euch da drüben. Aber das solltet ihr euch endlich abschminken, aber ihr tut immer noch so, egal ob ihr einer Sekte angehört oder Anhänger der posthumen Neoliberalismus-Ära seid. Und vorallem, nee ehrlich ... Was soll dieser Scheiß ?'

Babsi klinkte sich ein und bemerkte ironisch.

"Super Jens, du sagst genau das, was man von dir erwartet." Und zu Paul Boettcher: "Was dein Freund sich da ausgedacht hat, ist ein bißchen zu überzogen. Für mich hört sich das nach Sektenquatsch an. Wie soll das denn funktionieren? In der Theorie ist das vielleicht noch ganz nett, aber wie und vorallem, wo will er das verwirklichen?'

"Im KZ Oranienburg," antwortete Boettcher gelassen.

Babsi und Jens glaubten, nicht richtig gehört zu haben.

Boettcher nutzte diesen Moment der Verwunderung und betonte noch mal:

"Ja das KZ Oranienburg. Das ist beschlossene Sache, schon in Amerika. Aber nun hört weiter. Ihr müßt euch ein bißchen mehr konzentrieren."

Er schaltete das Gerät wieder ein. Babsi konnte kaum noch folgen. Diese ganze Sache erschien ihr wie ein dadaistischer Gag, mit einem geringfügigem Spaßfaktor. Außerdem war sie sauer auf Jens, der in dieser Situation nur mit Platitüden aufwarten konnte.

Die Stimme auf dem Band erklärte jetzt, wie die Idee umgesetzt werden sollte. Im KZ Oranienburg sollte zum Schein ein

Verein gegründet werden, mit Statuten und allem, was dazu gehörte. Dafür würden deutsche Staatsbürger gebraucht, da Ausländer laut Gesetz nicht dazu berechtigt waren. Die Vereinsmitglieder sollten vorgeben, sich für die Erhaltung alter Geschichtsmonumente einzusetzen, um auf diese Weise genügend Zeit und politische Sicherheit zu gewinnen, um das Kleinstaatmodell verwirklichen zu können. Die Stimme schlug die Gründung einer Art Bank vor, einer Bank ohne echtes Vermögen, denn der Reichtum dieser Bank bestände größtenteils in Computerspeichern.

Ein historisches Beispiel konnte "die Stimme" auch anführen, den in den Dreißigern in Frankreich agierenden Hochstapler Serge Alexander, der innerhalb weniger Jahre ein Riesenvermögen angehäuft und eine eigene Bank besessen hatte. Dazu verhalfen ihm seine lukrativen Geschäfte und ein Haufen Mittelsmänner in den richtigen Positionen. Das Vorgehen Alexanders sei weitaus gefahrvoller und durchschaubarer gewesen als das Oranienburg-Konzept, weil dieser mit gefälschten Pfandbriefen, Schmierereien, Edelsteinimitationen und falschen Gutachten und Gutscheinen gearbeitet hatte. Das Oranienburg-Projekt sei allein schon deswegen sicherer, weil die Kunden aus eigenem Interesse Loyalität beweisen mußten. Und irgendwann, wenn die ganze Sache einem über den Kopf wachsen würde, sollten die Vereinsmitglieder sich zu einem günstigen Zeitpunkt gegenseitig auszahlen.

Babsi drückte auf die Stoptaste: "Tut mir leid, ich komm da nicht mehr mit. Die Idee klingt zwar ganz interessant, aber auch ganz schön krank. Wenn überhaupt, sollte man Schritt für Schritt vorgehen. Und sowieso erstmal 'ne Runde drüber schlafen. Meine Nerven stehen schon kurz vor dem Zusammenbruch."

Boettcher sichtlich euphorisch: "Also, ihr seid mit dieser Idee einverstanden?"

"Einverstanden wäre zu viel gesagt", lenkte Woltersheim ein, dem die ganze Sache allmählich zu viel wurde, "aber sagen wir mal so, es klingt ganz interessant, wenn man sich damit näher beschäftigt. Aber ich bin einfach zu betrunken, um das jetzt

noch auf die Reihe zu kriegen."

"Ist doch gar kein Problem, diese Einstellung finde ich sehr gut", erwiderte Boettcher und klopfte Woltersheim versöhnlich auf die Schulter.

Drei Plumpaquqatsch waren für Boettcher enthemmend. Sechs *Plumpaquatsch* aber waren eine Abenteuerreise ohne Rückfahrkarte. Mit glasigen Augen, schweißnassem Gesicht und vollkommen glücklich, jemanden gefunden zu haben, der an seinen Ideen interessiert zu sein schien, begann er aus seinem Leben in Amerika zu erzählen:

"Als ich dreizehn war, gab es auf der High School Mitschüler, die sich einen Spaß daraus machten, Nazi-Devotionalien herumzuzeigen. Auf mich hatten sie es besonders abgesehen, da sie wußten, daß ich von Deutschen abstamme. Pop Up-Bücher, die waren der Hit, die kennt ihr doch, die Bücher zum ausklappen, wo dann so Bilder rauskamen, so ganz plastische Dinger. Das waren Bücher, die hießen "Die schönsten Konzentrationslager" oder "Auschwitz-das alte Rein/Raus". Da waren Verbrennungsöfen, ganz realistisch sahen die aus, mit denen man da so spielen konnte. Ihr müßt euch mal vorstellen, eine von den Pappfiguren, Schwarze oder Juden mit gelbem Stern, konnte man auf eine Bahre legen und in den Ofen schieben. Irgendwie machte das allen Jungs Spaß. Auch mir, muß ich zugeben. Es hat Spaß gemacht. Wir machten dann immer den Witz "Got anything against Jews - Yes, gas,of course. Also deutsch heißt ..."

Boettcher fiel plötzlich wie ein Stein rücklings von seinem Styroporsitz auf den Boden. Babsi hatte ihn mit einem gezielten Tritt in den Magen umgehauen. Fassungslos schrie sie ihn an: "Weißt du überhaupt, was du da für'n Mist erzählst! So'ne miese Drecksau wie dich habe ich noch nie erlebt! Und wir arme Irre hören uns den ganzen Abend auch noch diesen kranken Scheiß an. So was wie dich sollte man..."

Durch Babsis Geschrei wurde Walter Schwab abrupt wach. Instinktiv erkannte er, daß die Stimmung umgeschlagen war und zwar zu ungunsten Boettchers. Blitzschnell warf er sich mit seinem ganzen Gewicht auf ihn. Babsi und Jens machten kei-

nen Versuch, ihn zu bremsen. Im Gegenteil, Jens feuerte ihn sogar noch an: "Zeig's der Nazisau!"

Das hätte er Schwab nicht sagen sollen. Schwab hatte schon viel zu lange auf diesen Moment gewartet. Viel-zu-lang.

Er wollte es allen zeigen. Sie sollten ihn endlich mal kennenlernen. Ein schmerzerfüllter Schrei hallte durch den Raum.

Kapitel 19

Innenarchitekten hätten die Ausstattung des Raumes als verkitscht bezeichnet. Aber im Grunde hatte das umfunktionierte Chinarestaurant "Hong Kong Gardens" auch etwas Strenges. Die Wände und die hohe Decke waren mit stilisierten Lichee-früchten übersäht, deren stachelige Hülle mehr einem Miniaturmorgenstern glich und dadurch alle Lieblichkeit verloren hatte. Das Mobiliar beschränkte sich auf wenige Stücke aus China. Offenbar erwartete man, daß Menschen in diesem Raum nicht saßen oder es sich etwa gemütlich machten. Sie sollten darin als lebendes Inventar posieren und die übrige Ausstattung so gut wie möglich ergänzen. Üppigkeit zeigte sich nur in den Draperien aus smaragdfarbenem Samt, die mit goldenen Kordeln gerafft waren. Über dem Eingang hing eine Art Patchwork-Drache, bei dem sich Fischgräten, Rohseide, Hahnentritt und Kaschmir zu einem komplizierten Muster verschlangen - alles aus Plastik.

An diesem Abend war der Laden ziemlich leer und Gayle fand Platz auf dem einzigen gemütlichen Möbelstück, einer zinnoberroten Nyloncouch. Sie schlug eine herumliegende Modezeitschrift auf. Auf dem Pseudo-Ming-Tischchen neben der Couch stapelten sich abgegrabbelte Modeheftchen und veraltete Flugzettelchen. Das schmutzige Dunkel gab gerade noch genügend Licht her, um ein paar bunte Bildchen zu erkennen und für die Feststellung, daß der Laden etwas abgeranzter war, als bei Gayles letztem Besuch. Als ehemalige Putzfrau und Eintänzerin dieses Bauernfänger-Etablissements hatte Gayle ein Auge

für solche Details. In der Zeitschrift fiel ihr eine grellbunte Anzeige auf, die mit einer blendaxlächelnden Familie und nettem Häuschen für eine Lebenversicherung warb. Sie blätterte weiter und versuchte, sich durch einen Leitartikel über den Babyboom unter Hollywoodstars durchzubeißen, gab es aber dann wegen der schlechten Beleuchtung auf. Sie hielt nach der Bedienung Ausschau, sah aber niemanden. Also stolzierte sie zwischen ein paar jungen Typen hindurch in Richtung Bar und ließ sich schließlich direkt am Tresen nieder.

Gayle ließ ihren Blick über die fahlen Gesichter der wenigen Gäste wandern. Lauter unappetitliche Halbglatzen in billigen Sanitärkitteln und Jeans, die am Hintern ausgeschnitten waren. Was hatte sie früher nur am "Hong Kong Gardens" so einmalig gefunden, fragte sie sich. Damals hatte sie hier eine Menge Freunde gehabt, jetzt kannte sie keinen mehr. Der tägliche Trott im Supermarkt ließ ihr einfach keine Zeit für das Nachtleben. An einem der Tische saßen drei fast kahlgeschorene Frauen und tranken Dosenbier. Sie betrachteten Gayle mit prüfendem Blick. Eine von ihnen zerdrückte eine leere Bierdose mit der Hand und warf sie mit Schwung in Richtung Tresen. Sie erinnerte Gayle an den jungen Marlon Brando. Mann, hatte sie den super gefunden. Komischerweise stand sie im wirklichen Leben mehr auf lustige Typen. Sie versuchte, sich einen Drink zu bestellen. *So eine Scheiße*, eigentlich durfte sie jetzt ja keinen Alkohol mehr trinken: Keinen Alkohol, keine Zigaretten, viel Obst und Spaziergänge an der frischen Luft, hatte der Arzt gesagt. Ein Bier konnte doch wirklich nicht schaden, dachte Gayle und orderte ein Dosenbier.

"Na Mädchen! Du siehst ja nicht gerade super gelaunt aus."

"Was"? Gayle drehte sich um und blickte direkt in das Schlitzaugengesicht der Marlon-Brando-Frau.

"Was hast du gerade gesagt?"

"Wir drei haben uns gerade ein paar Gedanken über dich gemacht und ich habe zu Edna gesagt - Edna ist meine Freundin - irgendwo her kenne ich die Kleine."

"Mmh."

Warst du nicht mal Tänzerin in dem Laden hier. Die einzige nicht-asiatische Tänzerin?"

"Ja, kann schon sein."

"Mann, bist du obercool oder was? Kann schon sein, kann schon sein. Meine Freundinnen hier und ich wollen dich nur ein bißchen aufmuntern. Nichts weiter."

"Ich glaube, ich habe keine Lust, von wildfremden Tanten aufgemuntert zu werden!" maulte Gayle und fügte dann versöhnlich hinzu: "Danke für die Mühe, aber mir ist heute einfach nur nicht besonders gut."

"Tut mir leid, daß es dir nicht gut geht. Merkwürdig, du kommst mir echt bekannt vor. Vielleicht solltest du dich einfach nur mal ablenken."

"Was?" rief Gayle gereizt. "Was glaubst du, warum ich hier bin? Natürlich will ich mich ablenken. Sonst wäre ich nämlich zuhause geblieben und hätte mein ganzes Leben Revue passieren lassen."

"Von mir aus kannst du mir dein ganzes Leben erzählen. Ich interessiere mich sehr für Biographien."

"Meine Biographie soll interessant sein? Glaubst du das im Ernst?" schrie Gayle die Frau an und versuchte die Tränen zurückzuhalten. "Meine Biographie ist genauso interessant wie die Geschichten in Arztromanen - blödes, blondes Mädchen in großer Stadt, arbeitet im Supermarkt, ist schwanger und weiß nicht von wem! Sonst noch was?"

Gayle stolperte schluchzend auf die Straße hinaus. Sie versuchte, sich zusammenzureißen, damit niemand sah, daß es ihr dreckig ging und ihr wohlmöglich noch Hilfe anbot. Am Kudamm hielt sie nach einem Taxi Ausschau. Sie mußte so schnell wie möglich nach Hause, allein sein, niemanden sehen. Beim Taxistand neben dem Hotel Kempinski stand Vera Ungar. Die Frau, die sie vor paar Stunden erst kennengelernt hatte, die sie als Stripperin engagiert hatte, und der sie nichts von ihrer Schwangerschaft erzählt hatte. Gayle wechselte die Straßenseite, sie wollte einer Begegnung mit Vera aus dem Weg gehen. Ecke Bleibtreu hatte sie sich bereits wieder gefasst und änderte ihre

Meinung, niemanden sehen zu wollen. Sie machte kehrt und hatte es plötzlich eilig, in die Nacktbar zu kommen. Vielleicht würde sie jetzt den Mut aufbringen, dieser Babsi zu sagen, daß sie schwanger war. Gayle hatte das Gefühl, daß Babsi ihr helfen könnte. Wem sollte sie es sonst sagen? Babsi hatte sie auf Anhieb gewollt und sogar interessant gefunden. Sie warf einen Blick auf ihre Uhr. Sie war, wie so oft, stehengeblieben. Sie versuchte zu raten, wie spät es war. Vielleicht war es noch so früh und die letzte Vorstellung war noch nicht zuende. Als sie den Häuserblock ansteuerte, in dem die Bar lag, war es ungewöhnlich still. Der Schlepper, der vorhin noch laut rumgebrüllt und die vorbeiströmende Menge unterhalten hatte, stand nicht mehr an seinem Platz. Ein Mann und eine Frau traten für einen kurzen Augenblick aus dem Schatten eines gegenüberliegenden Hauseinganges. Als sich Gayle näherte, sah sie nur noch, wie die alte Eichentür langsam ins Schloß fiel; von den beiden war nichts mehr zu sehen. Gayle drückte auf die Klingel am Eingang der Bar. Diesmal näherten sich keine Schritte. Sie legte das Ohr an die Tür. Es war nicht das leiseste Geräusch zu hören. Schließlich trat sie mit voller Wucht gegen die Stahltür. Doch nichts rührte sich. Nachdem sie ein paar Minuten vergeblich gewartet hatte, gab sie es schließlich auf.

Kapitel 20

Ein Engel. Ein Engel erscheint am Firmament. Der Engel schwebt vom himmelblauen Himmel langsam herab.

Seine weiße strahlende Gestalt verwandelt sich, je näher sie zur Erde schwebt. Auf der Erde angelangt, huscht sie als ganz kleiner Mensch durch das offene Fenster eines Wohnhauses direkt in die Kinderwiege eines voller Liebe eingerichteten Kinderzimmers. Der Engel liegt als Baby in weißen Windeln in der Wiege und schläft. Die beiden Eltern schauen mit zufriedenem Lächeln auf das kleine Ding. Die Sonne lacht über dem Singen der Vögel. Das Baby wächst heran, beginnt zu krabbeln und

sitzt später, als es schon laufen kann, oft stundenlang lächelnd zu Füßen des Klavierflügels, an dem der Vater täglich übt. Zu seinem 5. Geburtstag bekommt der Engel ein Klavier geschenkt. Er ist sehr begabt. Er verbringt seine gesamte Freizeit an dem Musikinstrument und übt, zur Freude seiner Eltern. Diese erkennen die außergewöhnliche Begabung und fördern sie intensiv. Der Junge gibt mit acht Jahren sein erstes Konzert und gilt als Wunderkind, doch urplötzlich schwindet das Interesse an der Musik, der zarte Knabe möchte Schachweltmeister werden. Die Eltern achten darauf, daß es ihm an nichts mangelt. Die Pubertät, die mit dreizehn bei ihm einsetzt, läßt ihn immer stärker vereinsamen. Oft schließt er sich stundenlang in sein Zimmer ein, um äußerst verzwickte Schachzüge zu üben. Er beginnt, nach einem von ihm selbst entworfenen Zeitplan zu leben. Aufstehen 4.30 Uhr, 6.00 Uhr Beginn des morgendlichen Schachspielens, 9.00 Uhr Frühstück, danach Schulstunden mit dem Hauslehrer bis 13 Uhr, Mittagessen und drei Stunden Bettruhe, von 17.00 Uhr bis 20.00 Uhr Schachspielen, 22.00 Uhr Bettruhe. Um diesen Rhythmus einzuhalten, benutzt er bald Schlafmittel und Aufputschmittel. Er erreicht eine Bravour, die seine Schachlehrer verblüfft. Mit sechzehn wird ihm die Teilnahme an den Europameisterschaften nahegelegt. Doch der junge Mann hat inzwischen anderes im Sinne, er möchte der Oscar Wilde der 80er Jahre werden. Vor jedem Schreiberguß taucht er seine Unterarme in kochend heißes Wasser, um dann mit krebsroten Händen, nur mit einem Kimono bekleidet, vor das Schreibpult zu treten. Er kann nach seinen kreativen Schüben nicht mehr allein den Stuhl verlassen, da er körperlich völlig erschöpft ist. Das zwingt ihn, nur noch an Schreibtischen zu arbeiten, die über eine eingebaute Matratze verfügen, so daß nicht jedesmal der Rollstuhl zur Anwendung gebracht werden muß. Seine Mutter umsorgt ihn so stark, daß er einundzwanzig Jahre alt werden muß, bevor er zum ersten Male alleine eine Straße überquert. Als ihm dieses bewußt wird, empfindet er erstmals Einsamkeit. Die Sehnsucht nach einem weiblichen Wesen treibt ihn um. Seine einzige Art, sich selbst zu befriedigen, ist, beim Sinnieren über Wilhelm Reichs

Orgasmus-Akkumulator in ein rohes Rindfleischfilet zu onanieren. Die gesamte Familie mütterlicherseits bescheinigt ihm eine immer größer werdende Tiefe in seinen Gedichten und Aphorismen. Zur Erleichterung des Vaters gibt er aber bald das Schreiben auf. Durch seine einseitige Ernährung aus Spiegeleiern mit Ketchup zu jeder Tages- und Nachtzeit gerät sein Organismus immer stärker durcheinander. Er ist nicht mehr fähig, in den Abendstunden bei Tisch zu verweilen und kann nur am Wochenende zur Toilette gehen. Von den Städten, in die seine Eltern geschäftlich verreisen und ihn mitnehmen, nimmt er nur im Taxi zwischen Hotel und Flughafen Notiz. Abends versucht er, die Zimmermädchen und Serviererinnen zu verführen, scheitert aber an seiner körperlichen Ungeschicklichkeit. Als seine Mutter stirbt, beendet er sein Siechtum und arbeitet fortan pausenlos am Studium der Psychologie. Seine wichtigste Arbeit findet nur in den frühen Morgenstunden statt. Tagsüber versucht er, mit einem von ihm entwickelten Spiegelsystem Frauen auf der Straße vor dem Studio unter den Rock zu schauen. Sein Vorgehen wird immer effektiver. Zuerst lernt er von Sigmund Freuds Werk "Totem und Tabu" noch ganze Kapitel auswendig, die auch sofort von seinem Vater in den Mittagsstunden abgefragt werden. Später dann aber braucht er nur noch einzelne Sätze, zuletzt nur noch einzelne Wörter langer Passagen, um Freud, Jung und Reich an Wissen zu übertrumpfen. Sein Archiv umfasst tausende von angefangenen Therapie-Konzepten und Essays.

Eines Morgens wacht er auf und weiß, daß er seine Hände nicht mehr zum Schreiben benutzen kann. Er schaut stundenlang auf seine Fußspitzen und verläßt sein Zimmer mehrere Jahre nicht mehr. Haare, Bart, Fuß- und Fingernägel schneidet er nicht mehr. Das kleine Vermögen, welches er durch seine international mehrmals gesendeten Hörfunk-Lesungen über Leo Navratils Malexperimente mit Psychiatriepatienten erwirbt, ermöglicht es ihm, sich von zwei netten Männern aus den Behindertenwerkstätten zweimal am Tag versorgen zu lassen. Als dann auch der Vater stirbt, kann er nicht verhindern, trotz einer Karriere in der modernen Psychiatrie, daß das Haus der Eltern

einer Bauspekulation zum Opfer fällt. Als er zum ersten Mal seit zwölf Jahren gezwungenermaßen wieder das Sonnenlicht auf seiner Haut verspürt und die frische Luft in seinen Lungen einsaugt, beschließt er, fortan öffentliche Vorlesungen zu geben. Er startet ein fulminante Vorlesungsreihe in der Urania Berlin über das Genie der Künstler von Gugging. Später am Abend geht er allein am Kurfürstendamm auf und ab und will etwas erleben. Er ist in euphorischer Stimmung.

Er gerät in die Nacktbar und trinkt ein alkoholisches Getränk.

Babsi träumt von diesem Mann.

Nach sechs *Plumpaquatsch* sitzt der Mann benommen an einem Styroportisch, um ihn herum drei ihm unbekannte Personen.

Der Mann beginnt von seinem Leben zu berichten, das den Zuhörern vollkommen krank erscheint.

Der Mann windet sich vor Schmerzen am Boden. Mit bloßer Hand ist ihm ein Augapfel ausgerissen worden. Ein Finger sticht ihm in die offene Wunde. Der Mann schreit fürchterlich. Sein Schrei wird jäh durch einen Fußtritt beendet, der ihm den Unterkiefer und ein Dutzend Zähne zertrümmert.

Ein harter Gegenstand trifft dem Mann in die Weichteile.

Der Mann schreit.

SCHREIT SCHREIT SCHREIT

Babsi wachte schweißüberströmt auf.

Jens stand in der Badezimmertür und beobachtete Babsi, die im aufgewühlten Bett aufrecht sitzend verwirrt nach Orientierung suchte. Sie war klatschnass. Jens setzte sich auf die Bettkante und nahm Babsi in den Arm. Babsi fing sich langsam und versuchte, Jens ins Gesicht zu blicken, aber er hatte seinen Kopf hinter ihrer Schulter versteckt.

"Jens, ich hatte einen schrecklichen Traum", begann sie zögerlich.

"Ja?", sagte Jens seltsam teilnahmslos.

"Ja! Ich habe von einem Arzt oder sowas geträumt. Er war

ein Psychia ... ach egal. Praktisch sein ganzes Leben lief an mir vorbei und am Ende wurde er, völlig sinnlos, entsetzlich ermordet. Es war schrecklich. Die ganze Zeit lief eine wunderschöne Klaviermusik, von Bach oder auch modern, ich glaub das waren gar keine Stücke, das waren nur Fetzen, die alles mit so 'ner Art Zuckerguß überzogen. Es war zuerst sehr schön, doch dann kamen so eklige Sachen wie ins-Fleisch-wichsen vor. Der ganze Traum war unheimlich komplex. Später ist er dann in eine Bar gegangen, die sah fast aus wie meine. Dort ist er dann völlig hart verstümmelt worden, wie beim Marquis de Sade. Ich glaube, es dauerte ewig, bis ich aufwachte. Am Schluß hat man aus seinen Gliedmaßen ein Hakenkreuz geformt. Oh je, hoffentlich habe ich nie mehr so einen Traum."

Jens sagte nichts, hielt Babsi nur in den Armen.

Babsi setzte erneut an.

"Jens, was war gestern abend eigentlich los? Ich kann mich nur noch daran erinnern, daß ich total viel getrunken hatte und wir am Ende mit zwei Typen alleine in der Bar waren. Der eine pennte auf dem Boden, und der andere, ich glaub, das war ein Ami, redete total irres Zeug daher, über Geldwäsche, Kleinstaatmodelle, KZ's und so. Aber dann kann ich mich an nichts mehr erinnern."

Jens stand auf und ging durchs Zimmer zum Fenster und starrte hinaus.

"Du hattest einen Filmriß. Bist irgendwann einfach völlig übermüdet eingeschlafen. Die beiden Typen habe ich dann rausgeschmissen und dich nach Hause gebracht. Das war alles.

"Jens ..."

"Babsi, es war nix. Rein gar nix. Die Penner sind einfach nur nach Hause gegangen."

"Ich glaube, ich habe den Ami irgendwie angeschrien. Weiß aber nicht mehr warum."

"Babsi. Es war nix. Glaub mir. Mach dir keine Sorgen."

Babsi raffte sich auf und ging ins Bad, während Jens in der Küche das Frühstück vorbereitete. Sie wunderte sich, daß die Waschmaschine lief. Jens hatte sich bisher wenig um die Wäsche gekümmert, schon gar nicht gleich nach dem Aufstehen.

Im Spiegel sah Babsi ihr Gesicht. Sie brauchte eine Weile, um es als ihr eigenes zu erkennen.

In den nächsten Tagen, die ereignislos vorbeizogen, hatte Babsi das Empfinden, eine Maske zu tragen. Diese Maske hatte Ähnlichkeit mit ihrem Gesicht. Doch sie wurde das merkwürdige Gefühl nicht los, daß es nicht ihr Gesicht war, sondern etwas Fremdes. Auch Jens machte einen seltsamen Eindruck auf Babsi. Er war so verschlossen.

Kapitel 21

Seit Monaten hatte Vera Ungar schon mit dem Gedanken gespielt, sich eine fiktive Geschichte über ihre alte Gruppe *Interncopy* auszudenken und in einer kleinen Auflage als fotokopiertes, gebundenes Büchlein zu veröffentlichen. Irgendwie war sie es ihren alten Künstlerfreunden schuldig, fand sie.

An diesem Abend saß Vera wieder an ihrem Schreibtisch und versuchte, sich zu konzentrieren, um nach vier unkreativen Nächten endlich etwas Annehmbares zustande zu bringen. Doch der Atari schien sie anzustarren, und sie starrte den Atari an. Die üblichen Tricks und Ablenkungsmanöver hatte sie bereits durch. Erst hatte sie sich bis auf ihren Body ausgekleidet, zur Entspannung ein paar Körperübungen gemacht, dann eine Fertigpizza in den Ofen geschoben, sich Magnesiumbrausetabletten eingepfiffen und schließlich wieder Pulli und Arbeitskittel übergezogen, weil es ihr doch zu kühl geworden war - also alles Dinge, die man tat, um nicht am Schreibtisch sitzen zu müssen. Inzwischen gab es keinen Grund mehr, nicht auf die bereits mühsam geschriebenen wenigen Computerseiten starren zu müssen.

Das weiße Flimmern des Computer-Bildschirms bereitete Vera Kopfschmerzen. Ihre Konzentrationsfähigkeit war am Nullpunkt angelangt. Halb Drei. Es war Zeit aufzuhören. Vera startete den Drucker und legte sich auf die Matratze gegenüber

dem Schreibtisch. Der Drucker knatterte los.

Viele Gedanken und Pläne schwebten ihr im Kopf herum. Aber sie war nicht in der Lage über sich selbst nachzudenken. Alles, was dabei herauskam war ein klebriges Gegrübel, als hätte jemand in ihrem Kopf einen Anrufbeantworter mit einer langweiligen Ansage installiert. Schließlich versuchte sie, sich auf etwas anderes zu konzentrieren. In dem Moment klingelte das Telefon. Vera bemühte sich ihre Stimme wiederzufinden, räusperte sich und griff dann zum Telefonhörer.

"Hallo?"

"Ja, hallo Vera, hier ist Babsi."

"Hallo Babsi, ich wollte dich auch schon die ganze Zeit anrufen, aber ich war irgendwie zu schlapp."

"Wieso wolltest du mich anrufen? Ist irgendwas passiert?"

"Nein, gar nichts, aber wir hatten noch keine Zeit uns über Gayle zu unterhalten und was aus der Bar werden soll..."

Wegen der Bar mach dir mal keine Sorgen, Vera, das ist immer noch 'ne sichere Basis. Wieso bist du neulich eigentlich so früh abgehaun?"

"Ach so, bin ich doch gar nicht. Ich hatte bloß keine Lust mehr auf euer blödes aufgeregtes Gequatsche mit diesem Ami, und außerdem waren schon längst keine Gäste mehr da. Du warst ganz schön fertig, hast nur noch dummes Zeug geredet. Max hat dann noch zu Jens gesagt, daß er auf dich aufpassen soll und ist zusammen mit mir zum Nachtbus gelaufen. Ach ja, ich war dann noch mit ihm auf einen Gute-Nacht-Drink im Kempinski."

"Na, dann. Ich hatte mir schon Sorgen gemacht, daß ich irgendeinen Quatsch angestellt habe. Aber Jens ist echt süß, der paßt gut auf mich auf."

"O.K. Babsi, ich bin ziemlich müde, laß uns demnächst mal über alles sprechen."

"Ja, schlaf gut Vera."

Vera legte den Hörer auf. Sie dachte an Jens Woltersheim und dessen Pornoidee. Das Konzept der dreistündigen Nonstop-Wichsvorlagen hatte Woltersheim bisher nicht verkaufen können. Drei Stunden ein Arsch oder Schwanz oder eine Fotze

oder Titten waren sowieso zu lang und verfehlten das von Woltersheim proklamierte Ziel. Sie verachtete diesen Künstler, der sich im Grunde zu schade war, für ein ganz normales Porno-Publikum zu produzieren. Typen wie Woltersheim waren mitleiderregend und hassenswert zugleich. Diese Typen hatten nichts kapiert. Porno und Kunst - was eine üble Mischung, dachte Vera. Typen wie Woltersheim suchten immer noch nach irgendeinem Sinn und Zweck des Daseins und hatten dabei nichts anderes drauf, als den bereits beschrittenen Pfaden der Dienstleistungsfabriken zu folgen. Woltersheim war deswegen nichts anderes als der nutzlose Wurmfortsatz der Unterhaltungsindustrie.

Seine Idee, einen Porno zu machen, in dem einfach nur das ohne Umschweife in der reinsten und primitivsten Form gezeigt wurde, was ein Wichser brauchte, um seine Wunschmaschine in Gang zu bringen, war ein Zufallstreffer gewesen. Und genau deshalb hatte Vera schon lange vorgehabt, Woltersheim zu übervorteilen. Dafür, daß er so naiv gewesen war, ihr vorbehaltlos seine Pläne zu offenbaren und natürlich für die ekelerregend schleimige Frage, die die Antwort gleich mitzuliefern schien: "Eure Kunst hat euch auch nichts gebracht, oder?"

Diesem selbstgekrönten König der Depressiven wollte Vera für den Konsum der Anti-Depressiva einen triftigen Grund geben. Kleine bunte Kapseln, die man an jedem U-Bahnkiosk für ein paar Euro erstehen konnte. Am schlimmsten aber hatte sie seine penetranten Annäherungsversuche empfunden. Und das war eigentlich der Hauptgrund für ihre kleine Rache. Diese Rache war viel besser geeignet, die Arbeit von *Interncopy* zu honorieren und noch dazu auf eine ganz andere Weise, als Schriften für den Kunstbetrieb zu verfassen. Es wäre sozusagen Vera Ungars ganz eigener Stil, ihren alten Kumpels indirekt Anerkennung zu verschaffen. Jiri, Anton, Josef und Franz von *Interncopy* würden sich totlachen, könnten sie Veras kleine Rache miterleben:

Vera Ungar klaut die Idee eines armseligen Kunstdeppen, macht den Reibach, und Freund Künstler guckt dumm aus der Wäsche.

Als der Druckvorgang beendet war, pinnte Vera die zwei Seiten an die Wand.

"Meine Freunde von "Interncopy" waren Krankheiten erlegen, die in vormaligen Wohlstandsstaaten ausgerottet schienen. Bis zuletzt aber hatten sie sich an dem von ihnen festgesetzten obersten Vorsatz gehalten: Leistung verweigern. Ein selbstvernichtender und pathetischer Grundsatz, um sich als Gruppe zu definieren, aber vielleicht war es der schönste Grundsatz überhaupt.

Aus mangelndem Interesse machte unsere Gruppe lange Zeit keine Ausstellungen oder Auftritte; politische Gründe spielten dabei keine Rolle. Als man dann doch damit anfing, starb bei einer Performance in einem Neubaugebiet von Prag ein Mitglied an Entkräftung. Jiri, dessen Motto gewesen war: "Nie arbeiten" Die drei anderen, Franz, Anton und Josef waren dann bald auch an Tbc, Leberzirrhose und Messerstecherei gestorben. Ich selbst, Vera Ungar, wäre selbst fast an einem mißlungenen Abtreibungsversuch zugrunde gegangen. Sterben für die Sache war nie das Ding von Interncopy gewesen: Wenn ich als einziges noch überlebendes Mitglied irgendwann einmal Profit machen würde - die Toten würden mir das Geld gönnen.

Die Kunst von Interncopy verbreitete keine Metaphysik, keine dem Objekt übergeordnete Sinngebung. Interncopy wollte die reine Präsenz des Materials. Unsere Installationen hießen "Paravent mit Buchillustrationen", oder "Landkarten auf Boden, darüber zerbrochene Keilrahmen, Steckdosen und Kabel", oder "Kondome, ausgegossen mit Beton". Und genau das waren sie auch, nicht mehr und nicht weniger. Nach Interncopy sollten die Gegenstände als das gekennzeichnet werden, was sie waren, selbst wenn der Betrachter wegen der seltsam erscheinenden Kombination eines Gegenstandes mit einem anderen Gegenstand, irgendeinen weiteren Sinnzusammenhang vermuten konnte.

Nach Meinung von Interncopy hatte die Kunst zu einer völligen Zerstörung der Kommunikation zwischen den Produzenten und den Konsumenten geführt. Am stärksten war der Debilitätsfaktor, wenn wieder einmal ein Essayist sich über ein paar neue, unter Milliarden von unentwegt produzierten abstrakten, minimalistischen, poppigen u.s.w Kunstobjekte ausließ und auf viel Papier um-

ständlich nachzuempfinden versuchte, was den Schmierern während einer göttlichen Eingebung wohl vom Pinsel auf die Lein - wand getropft sein konnte.

Der erstarrte Habitus der Künstler, auf den Symbolgehalt des von ihnen Dargestellten zu beharren, der Sozialkitsch zum einen, die Sinnproduktion zum anderen, war uns ein Greuel. Nirgendwo sonst, als in Kunst und Literatur, war der Protestantismus bis zur Jetztzeit in solchem Maße hinübergerettet worden. Wir verabscheu - ten die krankhafte Romantik, mit überkommenen Mitteln dem Neuen die Luft zu verpesten, wie es das Theater, die Kunst, die Li - teratur und schon lange auch das Kino taten: das Narrative war nichts anderes als das Stricken nach dem stets gleichen Muster, es schien uns als Abfallprodukt für die sinnlich Verarmten bestimmt zu sein."

Kapitel 22

"Drop, drop your Panties! Drop, drop your Panties!" sang Gayle und tanzte dazu vor dem Garderobenspiegel herum, wobei sie in zuckenden Verrenkungen mit den Armen ruderte. "Wow! Uha!"stieß sie hervor und rollte mit den Augen.

"Hey, Gayle." Max der Barmann erschien im Türrahmen. "Wir sind fertig, du bist gleich dran."

"Okay, bringst du mir noch einen doppelten Dings!" schrie Gayle durch den Raum, als wäre die Musik so laut, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte.

"Du meinst einen doppelten Dixie!" brüllte Max zurück.

"Ich bin nicht taub, du Idiot, wo ist mein Kostüm?' Gayle maß ihn mit mißtrauischem Blick, aber Max ging überhaupt nicht darauf ein und verschwand wieder hinter dem Vorhang, der die Garderobe von der Bühne trennte.

Gayle suchte auf dem mit Puderquasten, Gläsern, Lippenstiften, Rüschenslips und sonstigem Krams übersäten Schminktischchen nach ihren Mentholzigaretten. "Und wo sind meine Kaugummis?' brabbelte sie vor sich hin.

"Schöne Grüße von Babsi, und das hier ist der letzte für heute." Max stand plötzlich direkt hinter Gayle. Er stellte den doppelten Dixie auf dem Schminktischen ab. "Hier, du "exotische Nummer" und sieh zu, daß du gleich fertig bist. Die Vollidioten da draußen sind schon ganz wild auf dich."

Wie zur Bestätigung gab Max Gayle einen trockenen Klaps auf den Hintern.

"Was willst du damit sagen?" erwiderte Gayle, drehte sich um und grapschte nach Maxs Eiern, der sich aber durch einen geschickten Hüftschwung Gayles Gegenangriff entziehen konnte.

In dem Moment stand Babsi in der Tür. "Tut mir leid, daß ich euer Spielchen unterbrechen muß. Los Max, geh endlich zu dem verschissenen Plattenspieler und leg die beschissene Platte auf, damit hier mal irgendwas was passiert heut' abend."

"Babsi, sag mal, wie seh ich aus?" fragte Gayle und kippte sich einen kräftigen Schluck Dixi zwischen die Zähne, wobei mehr als die Hälfte von dem Zeug wieder aus den Mundwinkeln quoll und sich über ihrem nacktem Oberkörper ergoß.

"Ganz schön wild, würd' ich sagen, besonders jetzt. Kannst du dich nicht einfach mit Öl einreiben?"

"Klar, wenn du mir hilfst. Ich weiß auch gar nicht, wo hier Öl ist."

Während Max "Stranger in Paradise" auflegte und die Meute in der Bar um etwas Geduld bat, rieb Babsi Gayles schmächtigen Körper mit Babyöl ein. Babsis Berührungen hatten eine beruhigende Wirkung auf Gayle. Sie nuckelte an ihrem Dixie und versuchte, über ihren Auftritt nachzudenken.

Als die ersten Akkorde von "Taboo" zu hören waren, fühlte sich Gayle stark genug, vor das Publikum zu treten. Sie schob den Vorhang zur Seite und stolperte mit ihrem Drink in der Hand auf die Bühne. Sie trug nichts außer einem winzigen Baströckchen, das gerade ihre Scham und ihren Hintern bedeckte. Die Glöckchen an ihren Fußgelenken klirrten, als sie auf einer schmierigen Bierlache ausrutschte. Im letzten Moment klammerte sie sich an eine der Stangen, die für diverse Stripnummern auf der Bühne installiert worden waren.

Das Publikum gröhlte und warf mit leeren Bierdosen nach Gayle, die sich mit beiden Händen an der Stange festklammerte. Sie versuchte einzelne Gesichter auszumachen, konnte jedoch nur Max erkennen, der irgendwelche Typen in billigen Sanitärkitteln von weiteren Dosenbierattacken abhielt. Gayle glaubte, Babsis Stimme zu hören. Sie schien von weit her auf sie einzureden oder sie anzufeuern. Da kam ihr ihre "exotische Nummer" in den Sinn und sie begann in orgiastischer Ekstase um die Stange zu kurven. "Oooh", stöhnte Gayle und wankte an den vorderen Bühnenrand, um dem Publikum zu zeigen, was sich unter dem kurzen Baströckchen verbarg. Die Meute im Saal fing an zu grunzen und Gayle spürte ein paar grobe, feuchte Hände an ihren Fußgelenken. Sie verlangte nach einer Zigarette und irgend jemand klemmte ihr eine brennende zwischen die Lippen. Nach einem tiefen Zug setzte Gayle ihre krampfartigen Verrenkungen fort und begann mit der jetzt schneller werdenden Voodoomusik archaische Schreie auszustoßen.

"Ooh, Ooah! Woah!" Gayle wurde schwarz vor Augen, sie fühlte sich kotzübel, eine warme Soße rann ihr die ölverschmierten Schenkel hinunter. Mit letzter Kraft kroch sie von der Bühne, rettete sich in die Garderobe und verriegelte die Tür.

Gayle lag im dunkelsten Winkel des Zimmers auf einem Haufen alter Kostüme, gefühllos vertieft in das Leuchten einer kleinen sich drehenden Lampe. Sie wußte nicht, wie lange schon. Es schienen Stunden vergangen zu sein. Gayle lauschte auf den eigenen Atem. Von außen drang kein Geräusch in den winzigen Raum, in dem sie sich befand. Sie wunderte sich über etwas, aber alles, das Starren und das Wundern, war in Gleichgültigkeit getaucht. Langsam kam Gayle die Erinnerung zurück. Sie mußte das Bewußtsein verloren haben, nachdem ihr ganzer Körper von Brechkrämpfen und spastischen Kontraktionen durchschüttelt worden war. Schließlich hatte sie sich in eine Ecke gelegt und war weggedämmert. Trotz der starken Kopfschmerzen und dem trockenen Schnarren im Hals fühlte

Gayle sich besser, viel besser als sie sich in den letzten drei Wochen gefühlt hatte. Sie versuchte, auf die Beine zukommen, die ihr weich wie Watte erschienen. Gayle fühlte etwas Warmes zwischen den Schenkeln. Sie griff unter den Wust aus Kostümen, der ihre Oberschenkel bedeckte und etwas schwammig Weiches kam zum Vorschein. Sie nahm ein Stück Stoff und rieb vorsichtig das geronnene Blut von dem etwa daumengroßen Ding. Plötzlich hörte sie ein leises Röcheln und erschrak so heftig, daß sie das Ding in ihrer Hand sofort fallen ließ. Als es auf die schlüpfrige Schleimschicht fiel, die den Boden bedeckte, gab es ein schrilles Gurgeln von sich. Gayle konnte es nicht fassen. Was war das? Es war etwas, das glaubte sie zu wissen, ein Wesen und es war aus ihrem Bauch gekommen. Es gehörte zu ihr, es war ihr Baby!

Kapitel 23

Babsi war gar nicht aufgefallen, daß die Videoausrüstung ganze zwei Tage nicht an ihrem Platz im Regal zwischen all dem angesammelten Technikschrott aus Taperecordern, Diktiergeräten, Videobeams, Lichtanlagen, Mischpulten und dem elektrischen Stier gelegen hatte.

Nach zwei Flaschen fertiggemixten "Pitti Ist Müde" und 12 Stunden knallharter Arbeit und Gänsehaut hatte Vera Ungar vier Videos fertiggestellt. *Interncopy* war eben doch nicht die schlechteste Schule gewesen.

In der Mitte war das Bild gestochen scharf, hatte aber milchige, weichzeichnende Ränder. Ein Trick für Hamilton-Fans, der der ganzen Sache einen romantischen Touch verlieh.

Vier Videos - das bedeutete jeweils eine Dreiviertelstunde Veras Arsch, Veras weit offengespreiztes rasiertes Geschlechtsteil - mußte sein, dieses Relikt einer vormaligen SM-Romantik-Welle, wo das weibliche Geschlechtsteil wie eine ungeschützte, nicht verheilende Wunde wirkte -, Veras Schlund - das war

Schwerstarbeit gewesen, sie hatte einen ganzen Tag höllische Schmerzen im Kiefer - und zum Abschluß Veras Titten. Sie war Profi genug, zu wissen, daß eine Dreiviertelstunde genau die richtige Länge für eine Wichsvorlage war. Denn eines war klar: der Wichser brauchte Zeit, um in Stimmung zu kommen, denn Zeit suggerierte Freiheit. Freiheit brauchte der Wichser, damit er nicht in den agonalen Zustand der Angst des Wichsers vor dem Ertapptwerden zurückfiel. Zeit also war eine gewisse Form von Luxus, frei nach dem Motto: "dieser Arsch ist nur für mich da".

Vera wollte, daß ihre Home-Videos wirklich erfolgreich würden. Erst wenn die Videos garantiert jeden zum Abspritzen bringen würden und der Wichser trotz Abscheu vor sich selbst von diesen Videos abhängig werden würde, dann konnte einem kommerziellen Erfolg nichts mehr im Wege stehen. Die Videos sollten das Gefühl völliger Intimität zwischen Schauobjekt und Voyeur vermitteln und gleichzeitig die Anonymität der Akteurin unterstreichen. Denn Veras Gesicht sollte nie deutlich zu sehen sein.

Das unangenehme Gefühl der Häßlichkeit des einsamen Wichsens vor dem Bildschirm wollte Vera dem Porno-Kunden als eine Art Revanche noch mitgeben.

Vera Ungar vollendete ihr Werk folgendermaßen:

Das Arsch-Video z.B. war eine Dreiviertelstunde lang, ganze dreiundvierzig Minuten sah man ihren schönen, prallen schneeweißen Arsch. In der dreiundvierzigeinhalbsten Minute des Videos knallte blitzschnell eine Rute durchs Bild und hinterließ einen diagonalen Blutstreifen, von unten links nach rechts oben. Für den Zuschauer war dies der Gipfel der Lüste, und bestimmt würde so manch einer dahinröcheln vor lauter Gnade und Seligkeit.

Die anderen Videos funktionierten nach dem selben Muster:

das Mund-Video: nach dreiundvierzigeinhalb Minuten eine auf den offenen Mund gerichtete, spermaähnliche Flüssigkeit

das Fotzen-Video : nach dreiundvierzigeinhalb Minuten ein lang dauernder urinfarbener unausgesetzter Strahl auf den Vaginalbereich

das Titten- Video: nach dreiundvierzig Minuten für eine halbe Minute durch die Zitzen gebohrte Metallringe.

Mit Gayle hatte es auch keinen Ärger gegeben. Die Kleine hatte Vera von Anfang an gefallen. Sie machte alles mit, und das, obwohl sie immer noch ihre romantische Hollywood-Exotica-Nummer im Kopf hatte und jede freie Minute ins Fortuna-Kino rannte. Vera hatte sie ziemlich schnell überreden können, bei ihren Pornoprojekten mitzumischen. Hauptsache Film, mußte Gayle wohl gedacht haben. Vielleicht hatte sie auch Angst gehabt, ihren neuen Job in der Bar gleich wieder zu verlieren. Außerdem hatte Gayle Vera versprechen müssen, niemandem etwas von der ganzen Sache zu erzählen. Über Woltersheim und seine Geschichten war kein Wort gefallen. Sollte Gayle entweder bei Babsi oder Woltersheim selbst etwas durchsickern lassen, würden die beiden bestimmt nicht so schnell darauf kommen, daß es einen Zusammenhang zwischen ihrem Projekt und Gayles Bemerkungen geben könnte. Doch glücklicherweise hatte Gayle bisher ihren Mund gehalten und sich zudem noch als sehr nützlich erwiesen. Sogar als Vera von Gayle verlangt hatte, ihr die Metallringe in die schon fast wieder zugewachsenen Löcher in den Brustwarzen zu ziehen, hatte sie sich nicht besonders geziert. Und auch Veras Anweisung, daß Gayle ganze zwei Wochen kein Alkohol, Nikotin und Fleisch zu sich nehmen sollte , war von ihr offenbar gewissenhaft befolgt worden. Schließlich hatte Gayle ihr zwar nicht in den Mund urinieren müssen, sondern nur auf den Vaginalbereich, aber Vera wollte trotzdem ganz sicher gehen, damit sie sich nicht irgendeine Haut- oder Geschlechtskrankheit über die Körperflüssigkeiten einer leidenschaftlichen Trinkerin und Raucherin zuziehen konnte. Aber wie gesagt, Gayle war eine fast professionelle Assistentin gewesen. Außer, daß sie den Weißabgleich an der Videokamera nie hinbekommen hatte.

Kapitel 24

Am Zionskirchplatz gingen gerade die Straßenlaternen an, als Gayle sich eine kurze Pause auf der Parkbank gönnte. Sie wußte nicht, wie spät es war oder welcher Tag und wieviel Zeit seit ihrem Auftritt in der Bar vergangen war.

"Völlig gleichgültig," dachte sie. "Alles ist gut. Ich könnte für immer auf dieser Bank sitzen. Wenn sie mich wegtragen - auch egal."

Gayle öffnete vorsichtig die kleine Handtasche, die sie bei sich trug. Außer dem Hausschlüssel und ihrem grünen Portemonnaie war nur ein frisches weißes Stofftaschentuch darin. Sie fuhr vorsichtig mit dem Zeigefinger über das Taschentuch, hob die Handtasche an ihre Lippen und hauchte ihren warmen Atem hinein.

"So mein Kleines, jetzt wird alles gut. Gleich sind wir zuhause und da kann dir nichts passieren. Ich passe auf dich auf, hab' keine Angst."

"Mit wem redest du da?'

Ein kleines Mädchen in einem rosa Kleid und schwarzen Lackschuhen stand plötzlich vor Gayle.

"Ich rede mit niemanden," erwiderte Gayle trotzig und schaute dem kleinen Mädchen direkt in die großen blauen Augen.

"Du hast ganz schmutzige Beine, hast du dir weh getan?'

"Ja, das habe ich. Zufrieden?'

Das kleine Mädchen nickte wortlos.

"Na und, was willst du jetzt noch? Mußt du nicht spielen gehn oder vielleicht ins Bett? Guck mal, es ist schon dunkel, geh mal lieber zu deiner Mama."

In dem Moment fingen die Glocken der Zionskirche an zu läuten und das kleine Mädchen schaute zum Glockenturm hinauf.

"Ich muß gehn, wenn die Glocken läuten."

Der Klang der Glocken wurde stärker und das Läuten immer eindringlicher. Gayle schloß die Augen und stellte sich vor, es

wäre im Mittelalter und sie befände sich auf dem Weg zum Scheiterhaufen, auf dem man sie verbrennen würde. Als sie die Augen wieder öffnete, war das kleine Mädchen verschwunden.

Gayle stand auf. Sie presste die Handtasche gegen ihre Brust und setzte ihren Weg in Richtung Kastanienallee fort.

Im Hausflur roch es nach Kohl. Gayle wankte über das Brett, das im Durchgang zum Hinterhaus über einer riesigen Pfütze lag. Sie kramte vorsichtig nach ihrem Wohnungschlüssel. Das Licht funktionierte nicht. Zuhause angekommen, stellte sie ihre Tasche behutsam auf dem kleinen Tischchen neben ihrem Bett ab. Sie schaltete die Nachttischlampe an, über die sie ein rotes Tuch drapiert hatte, um eine gedämpfte Atmosphäre zu schaffen. Mit spitzen Fingern holte sie das weiße Taschentuch aus ihrer Handtasche und legte es direkt in den warmen Schein der Lampe. Sanft strich sie das Taschentuch von dem Kopf des Wesens, so daß es besser atmen konnte. Wie friedlich es dalag, dachte sie. Die Augen waren geschlossen und der winzige Kopf ruhte auf den kurzen Ärmchen, die wie der Rest des Körpers von einem zarten Fell überzogen waren, das schwarz glänzte.

Gayle suchte nach Zigaretten und fand eine zerdrückte Packung auf der Erde neben dem Bett. Dabei fiel ihr eine Cassette in die Hände, die sie schon lange nicht mehr gehört hatte. Sie schob sie in ihren Radiorecorder und drückte auf die Starttaste. Gayle sang leise zusammen mit P.J. Proby:

There's a place for us
somewhere a place for us
peace and quiet and open air
wait for us somewhere

there's a time for us
some day a time for us
time together with a time to spare
time to love time to care

some day, somewhere we'll find a new way of living...

Die Finsternis, die inzwischen das Zimmer erfüllte, wurde nur durch das Licht der kleinen Lampe durchbrochen, unter der das Wesen lag. Die Luft mit schwachem Ozongeschmack stand leblos still. Gayle war eingeschlafen.

Kapitel 25

"Sie glauben doch nicht im Ernst, daß sich solch ein Video durchsetzt. Die Idee ist einfach zu simpel - für unser "Kunst Pornotopia"-Programm allemal zu primitiv. Da bin ich ganz ehrlich."

Vera saß vor einem dieser mageren Stahlkörper, die vom ewigen Hinter-den-Trends-Herhecheln stumpf und einfallslos geworden waren.

"Das Video ist primitiv und genau das ist seine Stärke," konterte sie. Doch die Gestählte beharrte auf ihrem Standpunkt:

"Es ist typisch für Leute wie Sie, im Underground vor sich hinzuwurschteln und beim Produzieren, und das ist symptomatisch, alle anderen außen vor lassen. Dabei kommt doch der Erfolg erst, wenn man den Stil der Straße auch der breiten Masse schmackhaft machen kann. Dann kann man ein Patent anmelden, das man dann an einen etablierten Produzenten verkauft."

Vera hörte dem Vortrag kaum zu. Sie sah eine durchtrainierte magere Frau mit schwarzem Rollkragenpullover und rot geschminkten Lippen und mußte sich unwillkürlich ihren Lebenslauf ausmalen: Studium der Theaterwissenschaften oder dergleichen, Praktika, Volontariate, Regieassistenz am Theater, wo sie jedesmal die Bühne hatte wischen müssen, bevor der Regisseur wieder einen hysterischen Wortschwall auf die Schauspieler und Techniker losließ. Sie selbst wurde wahrscheinlich durch ihren Hang zur Untertänigkeit total verachtet und verspottet. Später hatte sie vielleicht erkennen müssen, daß sie sich so nur Feinde machte. Weitere Jahre Assistenz, sprich Kaffeeausschank bei Gameshows, Drehbuchagenturen, Marketingabteilungen. Schließlich die Selbständigkeit als Agentin in der

Kunstporno-Sparte und damit zahllose Schulden. Jetzt verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt wahrscheinlich weiter mit irgendeiner Assistenz, denn es war kaum vorstellbar, daß ihre eigene Agentur genügend Gewinn einbrachte. Dieser protzige Raum mit dem Tisch von irgendeinem Designer, garantiert eine Leihgabe, sollte wohl eine gutlaufende Agentur und treffsicheren Geschmack suggerieren.

"Haben Sie sich überhaupt schon einmal mit den Prawda-Zecken auseinandergesetzt", kam aus dem mit einem Lipliner über die Lippenränder geschminkten Mund.

Kuh oder Ziege? Die hier ist eine eine Kreuzung, dachte Vera.

"Glauben Sie, daß das, sagen wir mal, zum Beispiel, den Prawda-Zecken gefällt? Ich meine, das ist hier Business as usual, und wir brauchen klar definierte Zielgruppen. Das ist hier keine Spielwiese für Anfänger."

Vera unterbrach den Monolog.

"Die Prawda-Zecken haben überhaupt keine Videorecorder. Sie werden solche Videos höchstens in irgendwelchen Bars zu sehen bekommen, aber leider haben diese Typen nicht mal Geld für Drinks."

"Aber die Prawda-Zecken werden das neue Ding sein. Da muß man jetzt schnell drauf einsteigen. Just in time. Pornos für "den Kothaufen der Gesellschaft", sie kennen doch den Artikel, oder lesen sie keine Zeitungen?'

Vera hatte es langsam satt. Sie stand auf, nahm ihre Sachen und setzte dennoch erneut an:

"Wissen Sie was, Sie sollten froh sein, daß Sie überhaupt noch irgendetwas mitkriegen, denn meiner Meinung nach hatten Sie doch bisher nichts anderes drauf, als alles schön nachzubeten. Hatten Sie irgendwann schon mal einen eigenen Gedanken? Würde mich echt interessieren!"

Die Gestählte lachte allwissend:

"Wer hier von uns beiden hintendran ist, das ist Auslegungssache. Jedenfalls hat unsere Firma keine Zeit für derartige Künslterfantasien. Kommen sie wieder, wenn sie ein verkaufbares Konzept haben."

Vera stand bereits in der Tür und drehte sich noch einmal um:

"Viel Glück. Und grüßen Sie mir ihren Stecher, ich meine den, der dafür sorgt, daß Sie was zu fressen kriegen!"

Vera hatte genug und zum Glück noch einen weiteren Termin.

Kapitel 26

"Waa? Mann, ich peil' echt nich', wie du, äh, ich mein' Sie, das meinen, wa?"

"Gut noch einmal. Die Frage ist ganz einfach: Wo sind eure roots, äh, also, ihr wißt schon, wo kommt ihr her?"

Zeuner hatte sichtlich Probleme, etwas fernsehgerechtes aus den zwei Jugendlichen, die anscheinend zu den Prawda-Zecken gehörten, herauszuholen. Die beiden hatten die Schläfenhaare zu einem überdimensional langen Scheitel über das ausrasierte Haupthaar gekämmt, trugen billigste Sanitärkittel und Jeans, die am Hintern ausgeschnitten waren. Das war wohl ihr Markenzeichen.

Aber nicht nur Zeuner stand der Schweiß auf der Stirn. Woltersheim waren die Arme lahm geworden. Seit einer geschlagenen Stunde mußte er den Mikrogalgen hoch über die Köpfe der Prawdas halten, weil Redakteur Zeuner und Kollege Roehler an der Kamera auf den erlösenden Moment - eine in Worten artikulierte Antwort der Prawdas - warteten.

"Äh" mit Spannung schauten die drei Männer des IMPULS 4000 TV-Teams auf die mit Pickeln und Krusten übersäte Teenie-Visage, "äh, also echt, ey ach nee, ey...."

Woltersheim riß den Mikrogalgen herunter. Ihm war schwarz vor Augen. Zeuner blaffte ihn an: "Was ist? Du nimmst erst dann den Galgen herunter, wenn *ICH aus* sage, verstanden? Oder machst du das Feature?

Woltersheim schaute zu Roehler herüber. Der schüttelte mit dem Kopf, was ziemlich beschränkt aussah, mit seinen wenigen

langen, fettigen Strähnen auf dem vor Schweiß und Fett glänzenden Schädel.

"Aber ich dachte", fing Woltersheim zaghaft an.

"Du hast hier gar nichts zu denken, oder willst du, daß ich mich bei unserer Programm-Mieze beschwere? Echt erst seit einer Woche dabei und schon Ärger machen wollen."

Woltersheim beschloß, den Mund zu halten. Zeuner hatte recht: er brauchte den Job und die Kohle. Andauernd Babsi anzupumpen, war nicht mehr drin. Zeuner wandte sich wieder den Teenies zu.

"Vielleicht braucht ihr einen Ortswechsel...ne coolere Location, ey was meint ihr?" brach er sich ab.

Die Prawda-Zecken zeigten keine Reaktion.

Zeuner blieb geduldig. Schließlich hatte er dem Sender ein "cooles-authentisches" Interview mit den Mitgliedern dieser Jugendbewegung versprochen. Und schließlich hatte es Stunden gebraucht, zwei von ihnen aufzugabeln.

"Oder wollt ihr 'ne Erfrischung?"

"Phhhh, weiß' nich", stammelte die andere Pickelvisage.

"Woltersheim! Zwei Minuten Pause, hol' uns ein paar Softdrinks."

...

"Was ist los?"

Woltersheim trat verlegen von einem Fuß auf den anderen.

"Hab' grad kein Kleingeld dabei."

Zeuner schaute zu Roehler, der gerade wieder seine ölige Strähnenpracht schüttelte.

"Tja, dann laß dir mal was einfallen, Alter. Wer einen Take vermasselt, muß 'ne Runde schmeißen, weißt ja!" Zeuner grinste.

Woltersheim merkte, wie er rot wurde. "Dann muß ich bei euch anschreiben. O.K., ich will ja auch das Bild im Kasten haben. O.K., ich zahle morgen, in Ordnung?" stammelte er.

Zeuner, Roehler und die zwei Prawda-Zecken zeigten keine Reaktion. Woltersheim war klar, daß die beiden Kollegen ihn jetzt auf eine Zerreißprobe stellen wollten. Dieses Spiel hatte er bei solchen Jobs schon an die hundert Male durchmachen müs-

sen oder andere es durchmachen sehen. Es war immer dieselbe Scheißtour. Er wartete, bis Zeuner das Schweigen brechen und ihm ein paar Euros zuwerfen würde.

Und siehe da, Zeuner versuchte ein Lächeln. "Also gut! Wollen wir mal nicht so sein."

Als Woltersheim die Lietzenburger überquerte, um auf der gegenüberliegenden Strassenseite am Kiosk die Getränke zu besorgen, war ihm plötzlich, als ob irgendetwas Fremdes die Blutzufuhr massiv in den unteren Teil seines Körpers pressen würde. Seine Beine waren auf einmal bleischwer. Die vorbeirasenden Autos hupten, Reifen quietschten. Er konnte sich nicht mehr bewegen. Irgendetwas schien ihn mit aller Gewalt in den Boden drücken zu wollen. "Eh, du blöde Sau, wohl nicht ganz fit, was? Penner!" Ein Typ im Söldneroutfit war aus seinem Golf gesprungen. Andere Fahrer hupten wie wild und brüllten.

JENS JENS JENS JENS HALLO JENS HALLO JENS. Es ging wieder. Woltersheim konnte wieder gehen. Er machte, daß er davonkam; rüber zur anderen Seite. Auf dem Rückweg würde er dann einfach den Zebrastreifen benutzen. HALLO HALLO KANNST DU MICH HÖREN JENS?

Wer redete da mit ihm? Der Söldner-Typ war schon längst weitergefahren und ansonsten schien keiner der Passanten auf ihn zu achten. JENS HILFE HÖRST DU MICH? ICH BRAUCH HILFE JENS BRAUCHST DU AUCH HILFE? Woltersheim drehte sich um. Hatte der Mann, der grad an ihm vorbeigelaufen war, etwas gesagt, oder war es die Rentnerin im Kiosk? Aber die drehte ihm den Rücken zu und konnte noch gar nicht wissen, daß er etwas kaufen wollte. Und vor allem, warum sollte sie ihn, Woltersheim, um Hilfe bitten? Außerdem war es eine Männerstimme, piepsig, verzerrt, fast unmenschlich, die auf ihn einredete, aber dennoch, eindeutig erkennbar, männlich. HILFE JENS WAS HAST DU GETAN? WAS HABE ICH GETAN JENS. Was meinte sie damit, was hatte er, was hatten sie, die Stimme und er, getan?

"Bitte schön, junger Mann," schienen die Hände der Kioskverkäuferin zwischen Illustrierten und Kaugummipackungen zu sagen. Wieder zurück in der wirklichen Welt. Das seltsame Ge-

fühl und die Stimme waren verschwunden. Woltersheim setzte an, um die Softdrinks zu ordern. Was ein seltsamer Trip, dachte er und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn.

Kapitel 27

Vera hatte ihre Pornovideos in ihrer transparenten Plastikhandtasche verstaut: moderne Pornos, Pornos für den klar definierten Konsumenten, dem fast schon heilig gesprochenen Großen Masturbator.

In Zeiten wie diesen konnte von dem einmal heiß unter Soziologen diskutierten gesellschaftlichen Phänomen der Atomisierung und Isolierung kaum noch die Rede sein. Einst als pervers verschrieene Sex-Praktiken wie Voyeurismus und Masturbation waren schon lange kein Tabu mehr. Sie waren zu Riten dieser Kultur geworden, die historisch wahrscheinlich einmal als Epoche des Ersatzkults eingeordnet werden würde. Das weitverbreitete Zipperlein der Menschen, ähnlich wie die Migräne vor 80 Jahren, war ein Rückenleiden; eine Art Körperverspannung, die auf fehlenden Sexualverkehr zurückzuführen war. Auch Vera litt unter dieser als "Single-Grippe" bezeichneten Krankheit, denn wer die widerwärtigen Barbesucher kannte, wußte, daß es besser war mit der "Single-Grippe" zu leben, als das Opfer aufzubringen, die Ursache zu bekämpfen.

Der Produzent, mit dem sie jetzt verabredet war, um über die Porno-Videos zu verhandeln, hatte sich innerhalb eines Jahres an den Wichsern und Spannern dumm und dämlich verdient. Dieser Produzent, der sich Bruno Berlin nannte, hatte sein Studioprogramm in allen Videotheken Berlins untergebracht und es geschafft, die ohnehin schon niedrige Qualität der Hardcore-Porno-Industrie noch um einiges zu unterbieten.

Vera hatte nicht lange zu überlegen brauchen. Schnell hatte sie sich für folgende Geschäftskleidung entschieden: passend zur Handtasche trug sie einen hautfarbenen, zerknitterten Plastikregenmantel, graue Strumpfhosen, einen beigen, engen Body, der

alles zeigte, was zu sehen sein sollte, eine enge neonfarbene Bluse und weiße Lackstiefel.

Das war er also. Ein alter Knacker, der schon eine Million Fotzen, Schwänze, Titten und Ärsche gesehen hatte. In seinem Büro stank es nach kaltem Zigarrenqualm. Er hatte wahrscheinlich kurz vor dem Termin mit Vera "ordentlich durchgelüftet". An den Wänden hingen Pin-Up-Poster und überall standen Matchbox-Autos herum, von denen die Farbe abgeblättert war. "Blechmüll", dachte Vera, die für eine solche Sammelleidenschaft absolut nichts übrig hatte. Blech war es auch, was Bruno Berlin von sich gab. Als er anfing, sie vollzuquatschten, konnte Vera förmlich die schwitzende Arschfalte dieses fetten Schweins riechen. Der Toupet-Träger faselte mit seiner Knarzstimme etwas von *Du wirst mein Porno-Engelchen* und *Du solltest auf meine Angebote eingehen* und *Ist doch einfach für eine wie dich.*

"Du mußt es ja wissen", dachte sich Vera.

"Lass die Finger von der Sache, du kannst dir die Partner bei uns sogar aussuchen." Seine Sätze endeten entweder mit *Mein Prachtstück, Schatzi* oder *Du Klasseweib.*

Nach dieser Prozedur hatte Vera ihn schließlich vor den Monitor bekommen. Sie hatte ihren größten Knaller, das "Arsch-Video" eingelegt. Anfangs moserte Bruno Berlin noch herum, es sei langweilig, die ganze Zeit nur einen Arsch anzuglotzen, aber nach zehn Minuten brach es aus ihm heraus. Was Vera doch für einen wahnsinnig geilen Ofen hätte, was für ein leckeres Sitzkissen. Dann war er immer ruhiger geworden. Schweißperlen standen ihm auf der Stirn und seine Gesichtsfarbe sah bedenklich nach Bluthochdruck aus.

Als schließlich für Sekundenbruchteile die Peitsche mit einem satten Knall durch das Bild schnellte und eine verführerische, leuchtende Wunde auf Veras Arsch hinterließ, war es aus mit dem Alten. Bruno Berlin tat einen tiefen Seufzer und rieb sich nun ungeniert den Sack.

Jetzt ergriff Vera die Initiative. Blitzschnell, mit geschickten Handgriffen, öffnete sie den Hosenlatz des Produzenten, nahm den dünnen Stengel, um den alten Bruno zu erlösen. Sie rieb das beste Stück, das so gerne Liebe machen wollte. Der kalte, glit-

schige Stengel zuckte. Doch die unerwartete Liebkosung ließ den alten Bruno in Ohnmacht fallen. Vera lachte. Sie nahm das Video aus dem Recorder, verstaute es in ihrer Handtasche und pappte die selbstklebende Visitenkarte auf den Bildschirm.

Dem alten Bruno war nicht einmal ein Samenerguß vergönnt gewesen. Sie wußte, daß er alles daran setzen würde, dieses Video zu bekommen. Beim Hinausgehen ließ sie die Tür weit offen stehen. Sie durfte doch den Angestellten diesen Anblick nicht vorenthalten. Das war Ehrensache. Im Namen der Gewerkschaften!

Kapitel 28

Gayle stand vor dem Waschbecken im Badezimmer und wusch sich mit einem angefeuchteten Wattebausch das Gesicht, als es an ihrer Wohnungstür klopfte. Zuerst reagierte sie nicht darauf, sondern rieb sich weiter die Make-Up-Reste von den Wangen. Als das Klopfen nicht aufhörte, öffnete sie schließlich die Tür. Es war Babsi.

"Tut mir leid, daß ich hier so reinplatze, aber wie du vielleicht weißt, arbeitest du für mich."

Gayle schloß die Tür hinter Babsi und schleuste sie in die kleine Küche. Sie wollte auf keinen Fall, daß Babsi ihr Schlafzimmer betrat.

"Ja, ich war krank und...", setzte sie an.

"Aber nicht krank genug für den Supermarkt," erwiderte Babsi schroff. "Ich habe nämlich dort nach dir gefragt, und die haben mir gesagt, daß du bei der Arbeit warst, wie immer."

"Ja, es tut mir leid, aber ich hatte, glaube ich, neulich so 'ne Art Kreislaufkollaps in der Bar. Vielleicht ist das doch alles zuviel für mich."

"Mann, ich hab mir Sorgen gemacht. Du bist plötzlich von der Bühne runter und hast dich in der Garderobe eingeschlossen. Max und ich haben wie blöd an die Tür geklopft, aber du hast nicht aufgemacht. Dann haben wir es schließlich aufgegeben."

Babsi zündete sich eine Zigarette an und atmete den Rauch tief ein, bevor sie fortfuhr: "Max meinte, Du wärst einfach nur sturzbesoffen und wahrscheinlich n' bißchen durchgedreht. Am nächsten Abend kam ich in die Bar, und du warst verschwunden. Was ja auch nicht weiter verwunderlich ist. Aber statt Kotze, wie ich befürchtet hatte, war alles voller Blut in der Garderobe. Da habe ich mir natürlich Sorgen gemacht und alles mögliche vorgestellt. Weißt du, ich habe in letzter Zeit so blöde Träume, daß ich sowieso mit den Nerven runter bin. Da hat mir das gerade noch gefehlt."

Gayle antwortete nicht gleich, sondern schenkte Babsi und sich ein Glas Ananassaft ein.

"Hier, den gibts jetzt bei uns im Supermarkt."

"Komm, nun lenk mal nicht ab, Gayle. Ich meine, du mußt dich langsam mal entscheiden. Ich dachte, du wärst so scharf auf die Tanzerei, und ich finde auch, daß du was hast. Das könnte was werden mit dir. Aber dazu gehört einfach mehr Disziplin und Ehrgeiz. Verstehst du was ich meine?"

"Ja, ich verstehe. Es tut mir wirklich leid..."

"Tut mir leid, tut mir leid", äffte Babsi Gayle nach. "Dafür kann ich mir auch nichts kaufen."

Und als hätte sie ihre Worte im selben Moment bereut, nahm sie Gayle in die Arme. "Ich will dir doch nur helfen."

Gayle ließ die spontane Zärtlichkeit stillschweigend über sich ergehen. Sie wollte das Spiel mitspielen, damit Babsi endlich wieder verschwand. Doch Babsi ließ sich nicht einfach abwimmeln.

"Los komm, zeig mir mal deine Wohnung."

"Da gibt es nichts zu sehn. Is' nur 'ne stinknormale Einzimmerwohnung. Außerdem hab' ich es nicht mehr geschafft, aufzuräumen."

Babsi schienen Gayles Einwände überhaupt nicht zu interessieren. Ohne zu zögern, öffnete sie die Tür zu Gayles Wohn- und Schlafzimmer. "Ist doch alles total aufgeräumt," rief sie. "Was willst du mir eigentlich die ganze Zeit für einen Quatsch erzählen."

Gayle stand nun hinter Babsi im Zimmer und versuchte, sie

wieder hinauszubugsieren.

"Babsi, es tut mir wirklich leid, ich bin heute einfach nicht in der Stimmung für Besuch. Außerdem fühl ich mich noch ziemlich krank, wegen neulich."

"Genau, du schuldest mir übrigens noch eine Erklärung. Woher kam das ganze Blut in der Garderobe? Das war schon ziemlich ekelhaft, richtig mit geronnenen Stücken und so."

"Ich hab plötzlich meine Tage gekriegt und das ziemlich heftig. Und jetzt komm, ich mach dir in der Küche einen Kaffee."

"Nein danke," erwiderte Babsi gereizt. "Lass mich mal Licht machen, dann können wir uns ebenso gut auch hier unterhalten."

Gayle versuchte nun nicht mehr, Babsi daran zu hindern, die kleine Lampe neben dem Bett anzuschalten. Das würde sowieso nur auffallen. Kaum hatte Babsi den Schalter gedrückt, fiel ihr Blick auf das Wesen. Gayle glaubte, wieder dieses leise Röcheln zu hören. Doch Babsi stand einfach nur wie gebannt da und starrte in den Lichtschein der Lampe. Als Gayle selbst schließlich das Schweigen brach, wußte sie, daß sie Babsi alles erzählen würde.

"Das ist mein Kind", sagte Gayle leise.

Nach diesen Worten ließ sich Babsi vorsichtig auf das Bett nieder. Sie war nicht in der Lage ihre Bestürzung in Worte zu fassen. Gayle hingegen schien erleichtert, so als wäre sie im Begriff, eine riesige Bürde abzulegen, die sie seit langem belastet hatte. Völlig ruhig erzählte sie Babsi die ganze Geschichte von der Schwangerschaft, die ihr ziemlich lästig gewesen war, weil sie doch Karriere als Tänzerin machen wollte, von dem Abend im Hong Kong Gardens, den Videos mit Vera und der Frühgeburt in der Garderobe der Bar. Als sie geendet hatte, nahm sie sich eine Zigarette, zündete sie an und sagte:

"Ich kann eben nicht lange genug durchhalten, egal was ich tue. Vor allem nicht aufhören, zu rauchen und, zu trinken. Deshalb ist das auch mit dem Baby nichts Richtiges geworden."

"Wie meinst du das, nichts Richtiges geworden?" Babsi hatte endlich ihre Fassung wiedergefunden. "Das ist doch gar kein Mensch. Das ist irgendein totes Tier, Gayle!"

Danach war alles sehr schnell gegangen. Babsi hatte das tote Tier in Zeitungspapier gewickelt, um es unten auf dem Hof in die Mülltonne zu werfen, doch Gayle hatte geweint und versucht, sie daran zu hindern. Es war nicht einfach gewesen, Gayle davon zu überzeugen, daß dieses Wesen nicht ihr Kind, sondern irgendein totes Nagetier war, das zufällig auf dem Boden der Garderobe gelegen hatte. Außerdem, hatte Babsi gesagt, wäre ein Embryo im dritten Monat noch kaum zu sehen gewesen. Nachdem sie Gayle endlich davon überzeugt hatte, daß das Ding nicht ihr Kind sein konnte, machte Babsi den Vorschlag, es im Hof zu begraben, doch Gayle wollte geweihte Erde, und so vergruben sie es auf dem Zionskirchplatz.

Kapitel 29

Ist ein Mensch ganz unten, wenn er nicht mehr wahrnimmt, ob er ganz unten ist?

Oder ist ein Mensch ganz unten, wenn es für ihn keinen Unterschied macht, ob er lebt oder nicht?

Oder ist ein Mensch ganz unten, wenn er seine Umwelt nur noch in eßbar/nicht eßbar unterteilt oder wenn er sich nach stundenlangem auf-die-Finger-starren fragt , ob er sich selbst essen kann?

Oder ist ein Mensch ganz unten, wenn er, während er auf einem Entlüftungsschacht liegend vor sich hin dämmert, von Besoffenen angepisst und getreten wird?

Unter der Autobahnbrücke, allein mit sich und seinen Mülltüten, hatte Walter Schwab wochenlang dahinvegetiert, sich von Gras, Würmern und Abfall ernährt.

Oder ist ein Mensch ganz unten, weil er im See des Stadtparks in den armseligen Klamotten, die er noch am Leibe trägt, zu ertrinken versucht, es aber nicht schafft? Nicht einmal mehr das schafft er?

Walter Schwab war ganz unten.

Er wühlte in Mülltonnen bis er von Anwohnern vertrieben wurde. Er wußte nicht, ob er heute schon etwas gegessen hatte oder gestern oder vorgestern. Er wußte es nicht. Er wußte nicht, daß er schon seit Tagen einen so erbärmlichen Eindruck auf seine Umwelt machte, daß jeder Mensch, sobald Schwab ihm ins Blickfeld kam, das jeder Mensch sofort seinen Blick abwendete.

Zwischen Zigarettenstummeln und vertrockneten Brotresten hatte er in seiner Jackentasche eine Cassette entdeckt. Mühsam hatte er das Cassettenband um die Hand gewickelt und versucht, eine Halskette zu basteln, doch das Band war immer wieder gerissen.

In einer Nacht hatte eine Rattenmeute sich an seinem Körper zu schaffen gemacht und eine Ratte hatte ihm fast die ganze Oberlippe abgebissen. Wild um sich geschlagen hatte er. Die meisten Viecher hatte er so vertreiben können. Am ganzen Körper war er gebissen worden. Geblutet hatte er wie eine Schwein. Aufgewacht war er im Schlamm, irgendwann.

Die Wunden waren sehr langsam verheilt. Einige Blutkrusten waren über Wochen immer wieder aufgebrochen. Nie wieder war er zu der Autobahnbrücke zurückgekehrt.

Schwab wußte nicht, daß er oft tagelang neben einem Bettelschild gesessen und niemand ihm Achtung, geschweige denn Geld geschenkt hatte. Schwab wußte nicht, daß seine Haut voller Ausschlag war und alle Zeichen von Mangelernährung aufwies. Schwab wußte auch nicht mehr, daß sein Name Walter Schwab war.

Zwei Jacket und Krawattentypen gingen auf eine Parkbank zu.

Sie setzten sich,ihr Blick fiel auf den Körper eines Penners im Gebüsch.Ebenso hätte dort eine leere Coladose liegen können. Wenn es gestunken hätte, wären sie weiter gegangen, aber der Wind stand günstig. Nur dem Halbtoten hätte der Geruch von

edlem Eau-de-Toilette in die Nase ziehen können.

"Sag mal, wie ist das eigentlich mit deinem Auftrag, Hans, erzähl mal."

"Du weißt ja, wir haben schon seit Jahren einen guten Draht zur Industrie, den haben wir ja auch schon ewig aufgebaut. Da haben wir jetzt einen Riesenauftrag bekommen. Produktbeschreibungen - dem Verband der ganzen Edelfirmen geht es nämlich gehörig auf den Senkel, daß die ganzen Neureichen in der Dritten Welt und den Schwellenländern ihre Produkte nicht schnallen. Die fürchten..."

"Wer?"

"Na, die Firmen. Die Firmen fürchten, daß ihre Produkte lächerlich gemacht werden durch die falsche Benutzung, zum Beispiel von Duschgel, Parfum, Modeschnickschnack und so was, weil die mitkriegen, daß diese Neureichen-Mafiosos kein Englisch können oder auch Beipackzettel schlichtweg nicht schnallen. Das ist sogar so, wenn die sich einen runterholen und bei Pornographie sowieso. Wie komme ich wirklich zum Höhepunkt, wenn ich einen Porno ansehe. Hähähä ... Hähähä ..."

"Hähäh ..."

"Ja und wir sollen jetzt Produktbeschreibungen, in so 'ner Art Comic-Stil wie diese Ikea-Anleitungen ausarbeiten, die dann natürlich auch das Packaging-Design ändern werden."

"Daß einem das Leben auch immer wieder neue Aufgaben stellt."

"Ja, du weißt ja, das Produkt ist das eine, das Image das andere. Aber der Hammer kommt ja erst."

"Ja, was denn? Das kann man noch toppen?'

"Aber hallo. Was wir als nächstes machen, ist eine Gebrauchsanweisung für das richtige Lesen von Gebrauchsanweisungen."

"Hä? Das verstehe ich nicht."

"Das ist doch ganz klar. Nicht nur in der Dritten Welt gibt es Analphabeten, sondern auch hier - Millionen! Auch wenn sie so einzelne Worte lesen können, checken sie nicht einmal das Bild neben dem Text mit dem Text in Verbindung zu bringen."

"Mann, stimmt... hahaha ..."

"Hahaha ... ja die können nicht einmal ... Erklär ich dir ein andermal. Unser neuester Auftrag kommt von Zeitungen. Studien der Branche zeigen, daß viele nicht einmal einen Hinweis wie zum Beispiel "Lesen Sie weiter auf Seite soundso" begreifen, denn wenn sie dann die vorgegebene Seite wirklich dann aufgeschlagen haben, können sie sich entweder nicht mehr an den Textgegenstand erinnern, oder suchen ganz einfach den Anschluß in einem ganz anderen Text auf derselben Seite. Das ist Wahnsinn! Da geht alles drunter und drüber. Aber das betrifft vor allem uns. Wenn die nicht mehr zwischen Werbung und Zeitschrift unterscheiden können, werden wir ja total überflüssig. Dann werden wir Werber ja total überflüssig. Du siehst, ich sitze mit meinem Team an der Basis unserer gesamten Dienstleistungsbranche!"

"Boah ... Wahnsinn ...."

"Was wir jetzt entwerfen müssen, und das lassen wir uns super bezahlen, ist eine Doppelseite, die auf Seite 2 und 3 aller Zeitungen und Zeitschriften obligatorisch sein soll. Eine Gebrauchsanweisung für das richtige Zeitunglesen mit einfachen Bildern. Wir orientieren uns gerade an der großen Familienplanungs-Plakatkampagne, die in Indien läuft. Du kennst das, auf der eine Seite eine Familie mit zwölf fast toten Kindern, völlig kaputt in einer Bruchbude, auf der anderen Seite eine glückliche Familie mit einem Kind vor einem sauberen Einfamilienhäuschen."

"Sag mal, was mir grad einfällt, ist Katrin jetzt frei?"

"Ja, kannst sie haben!"

"Was kann die denn so?'

"Nicht viel. Aber sie schreit wenigstens nicht beim Analverkehr. Ach, Mensch, da fällt mir ein Witz ein: Womit verhüten Emanzen ?"

"Hmm. Weiß nicht."

"Na, mit dem Gesicht."

"Versteh ich nicht."

"Echt nicht? Der ist doch exzellent. Ist übrigens ein Witz, den unser Kanzler erzählt haben soll."

Unmerklich wechselte die Windrichtung.

Eine Mischung aus Urin und Kotgeruch wehte zu den beiden herüber. Sie standen auf und schlenderten durch den Park.

"Sag mal, hast jetzt schon 'ne Neue?"

"Ich habe meinen Job. Und weißt du, um es bildlich zu sagen, ich fühle mich wie ein Düsenjet, der kurz vorm Crash im letzten Moment hochzieht."

Stunden später erwachte Schwab und trottete los ohne Ziel. Auf einer Straße wurde er von einem Auto erfasst und mehere Meter weit mitgeschleppt.

Neben dem schwerverletzten Schwab fand man eine Tageszeitung.

GRAUSAM!! PRAWDA-ZECKEN ZERTRETEN HUNDE!

Berlin. Die schlimmste Jugendbande aller Zeiten schreckt anscheinend vor nichts mehr zurück.

Mehrere Passanten beobachteten wie die Zecken (Erkennungsmerkmale: der lange Scheitel über dem kahlgeschorenen Haupthaar bei den Jungen, nackte Tatsachen bei den jungen Frauen) hilflosen, meistens älteren Hundebesitzern ihre besten Freunde brutal entrissen und mit unglaublicher Zerstörungswut auf die armen Tiere eintraten, bis diese den Verletzungen erlagen. Die Betroffenen sowie die Zeugen sind fassungslos. Frau Bremer aus Friedrichshain:

"Das sind doch keine Menschen mehr! Man sollte mit ihnen das machen, was sie den unschuldigen Tierchen angetan haben!"

Das ist natürlich keine Lösung. Aber eine schnelle Aufklärung ist gefragt. Schließlich gibt es 8 Millionen Hunde in der Stadt und ebenso viele Hundehalter.

S. AUCH VIERFARBFOTOS AUF DEN SEITEN 7-9 UND KOMMENTAR SEITE 2!

Kapitel 30

Zigaretten, Zimtkaugummi, Erdbeermilch, Liköre, Pralinen, Konfitüren, Plastiksalami, Piemontkirschen für jede Speise, Tütenreis, Tortillachips, Fleisch mit abgelaufenem Verfallsdatum, weil gerade noch erschwinglich, Billig- oder Verbandsalkohol, nur erträglich mit Gummibärchen, Schokoküssen, gesüßtem Dosenobst, alles in allem wenig Vitamine und Nährwerte, dafür Unmengen Zucker und Fette und ein Überschuß an Kohlehydraten, wenig bzw. gar kein frisches Obst und Gemüse, weil für die zerstörten Geschmacksnerven jeder Apfel und jede Kartoffel nach nichts schmeckte und nur mit Zucker oder Sirup genossen werden konnte. Riesige Mengen Make-up, Rouge, Schminke waren nötig, um die großporige, blassgraue Haut abzudecken.

Vera und Babsi standen in der Garderobe der Bar und bereiteten sich in aller Gemütsruhe auf den Abend vor. Das trübe Licht über dem Spiegel tauchte die Gesichter der beiden in vorteilhafte Unschärfe.

"Deine Ohren sehen aus wie Gelbschwammerl", platzte Vera plötzlich heraus.

"Was soll das denn sein, Geschwammer?"

"Gelbschwammerln mein ich, kennst du die nicht? Die ißt man doch immer mit Wildfleisch und Reibedatschis."

"Bei euch zuhause vielleicht oder vielleicht noch in Wien.Ich hatte mal eine Freundin in Wien, die sagte auch immer – momentmal, Essen, meine Ohren sehen aus wie was Essbares? Das kann doch nicht nett gemeint sein, wenn man meine Ohren zu Wildfleisch und Reibedatschis ißt!"

Vera brach in schallendes, fast schon hysterisches Gelächter aus, bei dem sie sich mit den Zeigefingern die Schläfen festhielt, als ob ihr die Augen durch den heftigen Druck, den das Lachen hervorrief, aus den Höhlen quellen wollten.

"Du bist eine blöde Kuh, Vera Ungar. Immer tust du so obercool und in Wirklichkeit gehen dir die blödesten Sachen durch den Kopf. Heute werfe ich dich den Alkis zum Fraß vor

und die können dich dann meinetwegen als Wildfleisch ohne Beilage verspeisen. Die Beilage zieht sich heute abend nämlich gekränkt zurück."

"Du bringst mich auf eine Idee, Babsi Renner, wir können ja mal eine Miss-Wahl hier im Laden veranstalten.

Babsi verdrehte die Augen.

"Jetzt mal Spaß beiseite, das zieht immer. Am besten morgens, kurz bevor der Laden dicht macht."

"Super Idee", sagte Babsi gelangweilt und griff nach dem Haarspray.

Sie stellte sich die letzten Gäste am frühen Morgen vor. Alkoholiker, die nur eine Routine kannten - die Strasse und den Gang von der nächsten Eckkneipe in die nächste Frittenbude und als Höhepunkt eines ausgefüllten Tages, Babsis NACKT-BAR. Die waren fast blind von dem pausenlosen Gesüffel.

"Scheißzahnärzte!" dachte Babsi laut, "das Zahnfleisch vorne geht immer mehr zurück, hier sieh dir das an, und der Zahnhals von der Krone ist schwarz, da hätte ich gleich einen schwarzen Zahn nehmen können. Wozu der ganze Quatsch mit Zahnfarbenproben..."

Beinahe jeden Abend tauschten Vera und Babsi, gemeinsam vor dem Spiegel stehend, Klagegesänge über den fortschreitenden Verfall ihrer Zähne aus. Es galt so viele wie möglich vor dem Ausfall und Abbrechen zu retten; ein schwieriges Unterfangen bei dem enormen Zucker- und Alkoholkonsum, den die Nachtarbeit mit sich brachte.

Wie jeden Abend putzten sie sich ausführlich die Zähne. Babsi hatte einmal gesagt, ihr käme es vor, als ob beide sich verzweifelt den Schmutz und das schlechte Gewissen wegwaschen wollten.

Auf dem Weg zur Arbeit hatte Vera überlegt, ob sie den Job aufgeben sollte, da es ja nur noch eine kurze Zeit dauerte, bis das Video verkauft werden würde. Sie hatte sich die ganze Zeit gefragt, ob Babsi etwas bemerkt hatte. Von dem Deppen Woltersheim war so was ja nicht zu erwarten.

Als sie jetzt in der Garderobe mit Babsi vor dem Spiegel stand, und sie sich gegenseitig ihre verfaulten Zähne zeigten,

indem sie mit den Fingern die Ober- und Unterlippen auseinanderzogen, war ihr plötzlich klar, daß sie den Job erst einmal behalten würde. Sie wollte alles auf sich zukommen lassen und dann bei der richtigen Gelegenheit abspringen. Mit Babsi würde sich immer noch eine Vereinbarung treffen lassen. Babsi über den Tisch zu ziehen, war eigentlich nicht drin. Aber dennoch. Abwarten.

"Ich will hoffen, daß einige von den Alkoholleichen heute ausnahmsweise mal zahlen", sagte Babsi.

"Deshalb sollten wir ja 'ne Miss-Wahl veranstalten, dann kommen wenigstens mal andere Leute", versuchte Vera Babsi zu überzeugen.

"Ja ich weiß, daß der Laden in letzter Zeit schlechter läuft, aber 'ne Miss-Wahl hört sich irgendwie so gewollt an. Es ist jetzt einfach Sommerloch. Im Herbst kommen die alle schon wieder angekrochen."

"Was ist eigentlich mit Gayle los, kommt die überhaupt noch?" wollte Vera wissen.

"Ich glaube, Gayle wird es nicht packen. Sie ist zu sensibel, obwohl ich das Gefühl habe, daß Jens irgendwas mit ihr machen will, für sein Video. Aber der erzählt mir in letzter Zeit auch überhaupt nichts mehr."

"Hat Herr Woltersheim eigentlich schon ein einziges Mal gezahlt?" fragte Vera und bürstete dabei scheinbar teilnahmslos ihre Augenbrauen.

Babsi lachte. "Gute Idee, Jens muß heute für jeden Tropfen zahlen."

"Der Typ ist einer der wenigen, mit denen du es etwas länger aushältst. Da muß ja schon was dran sein an dem Woltersheim, aber Geld kann es ja wohl nicht sein." Vera wunderte sich selbst über ihren blöden Spruch. Sie schaute herüber zu Babsi, die ganz bleich unter dem Rouge aussah. Ihr Gesicht war eigentlich schön und ließ auf einen aufgeweckten Verstand schließen. Doch die schlecht frisierte Dauerwelle beeinträchtigte diesen Eindruck. Die derzeitige Mode war eben nicht immer vorteilhaft, dachte Vera. Ihr kam auf einmal der Gedanke, Babsi in alles einzuweihen. Vielleicht würde sie sich sehr gut in dem

Porno machen. Babsi hatte einen ganz netten Körper, muskulöse lange Arme und sehr schöne Hände, die ihr kluges und interessantes Aussehen unterstrichen. Leider waren ihre Beine im Verhältnis zum Oberkörper etwas zu kurz geraten. Außerdem hatte sie ein sehr breites Becken und zu kleine Titten.

"Bist du fertig?" unterbrach Babsi Veras Gedanken und wollte gerade das Licht ausschalten.

"Ja, warte, ich komme schon." Sie gingen gemeinsam zur Bar herüber und Babsi mixte für beide den ersten "Pitti ist müde."

Babsi sollte den Laden hier mal wieder renovieren, dachte Vera und nahm einen großen Schluck. Nur schien sie irgendwie in letzter Zeit immer antriebsschwächer zu werden. Für sie war es alles nur noch Routine, und wenn es schlecht lief, konnte man es eben nicht ändern.

Vera war klar, daß sie warten mußte, bis Babsi endlich von diesem Typen genug hatte. Sonst war da nichts zu machen.

Kapitel 31

Jens legte den Telefonhörer auf. Babsi hatte angerufen, um zu sagen, daß sie erst morgen früh zurück kommen würde, sie müsse noch mit ein paar "Geschäftsfuzzis" zu Abend essen. Jens war schon den ganzen Tag abgespannt und müde gewesen. Jetzt, da er nicht mehr auf Babsi warten mußte, überfiel ihn die Müdigkeit mit doppelter Kraft. Er bereitete das Bett vor und ging ins Bad, um sich die Zähne zu putzen. Beim Putzen schaute er auf Babsis Toilettenartikel. Der offenstehende rosafarbene Lippenstift in Penisform glotzte ihn obszön an. Daneben stand das GSG 9 Gesichtswasser mit dem Neonquast. Unter dem Spiegelhalter klemmte ein Foto. Es zeigte Babsi nackt am Marienbader Strand. Weit im Hintergrund stand ein Sendemast. Auch ein Hubschrauber war am Himmel zu erkennen. Er fummelte versunken an den Kästchen und Döschen herum, so wie er es schon als kleiner Junge in fremden Badezimmern getan hatte. Hier kannte er alles. Auch bei den *extravaganten* Kondo-

men war nichts neues dazu gekommen. Er spuckte aus und pinkelte noch kurz.

Die Kälte des Bettes nahm ihn wunderbar auf. Er richtete sich in seiner Schlafposition ein und flugs war er eingeduselt.

Nach kurzem Schlummer wachte Jens Woltersheim auf. Die Bettdecke war auf den Boden gerutscht. Ihm war wahrscheinlich kalt geworden, dachte er und ihn mußte etwas erschreckt haben. Er fühlte, wie heftig sein Herz klopfte. Wo war eigentlich Babsi? Ach ja, das Abendessen. Jens ertastete den Schalter der kleinen Lampe. Das orange Licht war gerade hell genug, um ein wenig zur Besinnung zu kommen. Er trank einen Schluck Cola aus der Flasche, die griffbereit neben dem Bett stand und versuchte, in dem Haufen aus alten Zeitungen, Büchern und Zetteln ein leeres Blatt und einen Stift zu finden. Ohne abzusetzen, schrieb er die folgenden Sätze nieder:

Ein See umgeben von Bäumen. Es ist vollkommen ruhig. Die Oberfläche des Sees ist glatt wie ein Spiegel. Der See ist ein Bild der Ausgeglichenheit. Am anderen Ufer stehen Bäume und Sträucher aufrecht und verbergen den Blick auf den Horizont. Alles erscheint fruchtbar und feucht.

Unvermutet fällt etwas von oben außerhalb des Blickfelds herab und platscht ins Wasser und zerteilt die blaue Oberfläche. Konzentrische Wasserringe breiten sich auf der spiegelnden Oberfläche aus. Es ist nicht zu erkennen, was in den See fiel, zu überraschend war der Eindruck. Es passiert wieder. Jetzt ist zu erahnen, was von oben herabfällt: ein lebloser Körper, ein Mensch, eine Leiche. Es passiert erneut. Es sind Leichen, alle sind sonderbar uniform. Der Rhythmus wird schneller und schneller. An verschiedenen Stellen fallen gleichzeitig Leichen ins Wasser. Die Oberfläche des Sees ist inzwischen völlig aufgewühlt und kommt nicht zur Ruhe. Leiche über Leiche fällt in den See, Männer, Frauen, Kinder. Es ist nicht möglich, den Blick abzuwenden. Leiche über Leiche fällt in endloser Folge aus dem Nichts in den See, mal in der Ferne, undeutlich, mal ganz nahe und deutlich. Einige der Leichen scheinen auf der Oberfläche zu schwimmen, doch in Wirklichkeit ruhen sie auf bereits untergegangenen Leichen. Der See kann nicht besonders tief

sein, oder sind es schon so viele Leichen? Die Leichen stapeln sich und bilden bizarre, halb vom Wasser bedeckte Skulpturen. Die leblosen Gesichter vermitteln den Ausdruck tiefer Teilnahmslosigkeit und Gleichmut. Nur durch die weiter von oben herabfallenden neuen Leichen wird ihre Ruhe erschüttert, sie wackeln kurz unter dem Druck und manchmal purzelt einen neue Leiche über die bereits lagernden Leichen ins Wasser des Sees. Das Wasser steigt durch die Leichenberge an und tritt über die Ufer, wo es sich schnell verliert. Der See wird zu einer überdimensionalen Pfütze, die unter den stetig anwachsenden Leichenbergen verschwindet.

Es geht sehr schnell und dauert endlos.

Kapitel 32

Das 19. Jahrhundert scheint für mich immer noch die bedeutungsvollste Epoche zu sein, kam es Jens Woltersheim in den Sinn, als er am nächsten Tag die paar Seiten Handgeschriebenes las. Das Sein bestimmt das Bewußtsein, heißt es doch bei Marx. Oder anders formuliert: der Mensch ist das Produkt seiner Umgebung. Er sinnierte ein wenig und es fiel ihm noch eine Weisheit ein: Das Leben war dem Bewußtsein voraus. Woltersheim konnte sich nicht mehr erinnern, von wem dieser Gedanke kam und woher er ihn hatte. "Wenn mir noch mehr in der Art einfällt, kann ich mir bald eine Jenny Holzer-Installation neben das Bett stellen." Er lachte.

Wie Regen den Charakter einer Backsteinwand verändert.

Aus dem Fenster schauend, kreisten Woltersheims Gedanken um seine Jugend. Er erinnerte sich an Bücher, die er damals gelesen hatte. Warum nur, so fragte er sich, habe ich schon damals Autoren des letzten Jahrhunderts so sehr gemocht? Russen und Franzosen. Immer wieder. Kürzlich hatte er einen Essay gelesen, welcher das Kino des 20. Jahrhunderts mit den großen Romanen des 19. Jahrhunderts in Beziehung setzte. Flaubert und Stanley Kubrick seien sich sehr ähnlich, lautete die These. Eigent-

lich sehr komisch, hatte er damals gedacht. Doch die Beweisführung des Textes schien ihm plausibel. Beide verfolgten in ihrem Werk ein hermetisches ästhetisches System, nichts wurde dem Zufall überlassen, alles war bis ins letzte Detail stimmig und alle Anstrengungen galten dem großen Kunstwurf.

Ins Kino muß ich mal wieder, sagte sich Woltersheim. "2001" läuft gerade, da gehe ich hin. Der Flyer mit der Adresse des Filmtheaters fand sich auf seinem Schreibtisch unter einem Wust von Rechnungen, Quittungen und all den schriftstellerischen Ansätzen, die wohl niemals ihren Abschluß finden würden.

Eine Kneipe oder ein Jugendzentrum oder etwas dazwischen, einmal eingerichtet und dem Zahn der Zeit überlassen. Kein Ort für einen weltvergessenen Kinoabend. Im geräumigen Hinterzimmer eine Videogroßleinwand mit Videobeamer.

"Wenn die Primärfarben gelb, rot, blau sind, warum ist eine Linse dann grün und nicht gelb?", dachte Woltersheim. Doch diese Frage beschäftigte wohl nur ihn. Im Saal fand sich kaum Publikum. Die wenigen Zuschauer fläzten sich im abgedunkelten Raum auf den verschiedenen Sitzmöbeln und genossen die üblichen Süßigkeiten. Jens Woltersheim erkannte den gerade laufenden Film sofort, es war CLOCKWORK ORANGE, ebenfalls von Kubrick. Der Gefängnis-Sergeant wies Malcom McDowell an, sich hinter die weiße Linie zu stellen. Eine klasse Szene, fand Woltersheim. Kichern im Publikum. Ob die auch bei der Langnese-Werbung lachen, dachte er genervt und ging raus, um sich ein Bier zu besorgen. "Was zum dran festhalten ist immer gut", murmelte er. Die Bedienung hatte einen tiefen Ausschnitt und sah beschissen aus. Warum die bloß immer ihre Titten herzeigen müssen, überlegte er und begab sich wieder in den Vorführraum. Inzwischen saß Malcom McDowell in einem Kinosaal, man hatte ihn in eine Zwangsjacke gesteckt. Seine Augen wurden mit speziellen medizinischen Geräten offengehalten. Ein Mediziner träufelte Flüssigkeit auf seine Pupillen, damit sie nicht austrockneten. McDowell wurde jetzt gezwungen, einen Film zu betrachten. Es war für ihn unmöglich, sich

den Bildern zu entziehen. Auf der Leinwand ein Zusammenschnitt aus Gewalt und Horror, Vergewaltigungen wechselten sich ab mit grauenvollen Szenen aus verschiedenen Wochenschauen. Dazu Beethoven. Dokumentaraufnahmen von Hitler vor einer Parteitagsmenge. Träger mit Hakenkreuzfahnen. JENS ... HAKENKREUZE!! JENS ... FLATTERNDE HAKENKREUZE!! TOTE MENSCHEN, LEICHEN, HAKENKREUZE ... JENS,JENS Da war sie wieder, die Stimme. ÜBERALL HAKENKREUZE. Woltersheim wurde übel. Sein Mageninhalt stieg die Speiseröhre hinauf, langsam und drückend. Er konnte einfach keine Hakenkreuze sehen. Ein Schwall spritzte aus Woltersheim hervor. Sein Mageninhalt ergoß sich über den leeren Sessel vor ihm. Er schrie: "Wer spricht mit mir? Wer ist das?" Mit dem Ärmel wischte er sich das Erbrochene vom Mund. Einige Zuschauer wandten sich angewidert ab. Wieder die Stimme. WOLTERSHEIM, IST DIR SCHLECHT? Ein elendes Gefühl hatte seinen ganzen Körper ergriffen. Er zuckte - ein zweiter Schwall stieg hoch. Wankend versuchte er, den Saal zu verlassen. Diese Stimme? Wo war sie? Wo kam sie her? HAKENKREUZE, HAKENKREUZE. Da war sie wieder. Aufhören, dachte Woltersheim. Der Versuch, ein weiteres Erbrechen zu verhindern, scheiterte. Sein Körper bog sich in konvulsivischen Bewegungen. Ein Zuschauer johlte. Nichts wie raus, bloß weg, dachte Woltersheim, so ein Mist, das ist mir ja noch nie passiert! Was ist los mit mir? War sie noch da, die Stimme?

SCHWEIN GEHABT!

MEHR FLEISCH! prangte auf dem bunten Riesentransparent, das vor einem eingerüsteten Hochhaus im Wind flatterte.

"Mehr Fleisch, nur das nicht", dachte Woltersheim. Die Übelkeit faulte zwar noch in seinem Inneren, doch zum Glück war er wieder einigermaßen klar im Kopf. Die Stimme war beim Verlassen des Kinos schlagartig verschwunden. "Bloß jetzt nicht zu viel nachdenken", versuchte er sich selbst zu beruhigen. Er trottete durch die Straßen, hielt sich an Ampeln fest

und sah den vorbeisausenden Autos nach. Er fühlte sich hundeelend.

Da er den Weg schon tausendmal gegangen war, konnte er sich ganz auf seine körperliche Verfassung konzentrieren. "Nein, bloß nicht konzentrieren", verbot er sich selbst, denn sonst hätte er wieder an Konzentrationslager und an die Stimme und an Hakenkreuze denken müssen, und die waren jetzt gottseidank verschwunden, die Stimme und die Hakenkreuze und würden, wenn er darüber nachgrübelte, vielleicht doch wieder zurückkommen. Der kalte Schweiß hatte sein PUBLIC ENEMY-T-Shirt an den Körper geklebt. Wenn ich nur schon zu Hause wäre, dachte er. Endlich hatte er das Gebäude erreicht, in dem er wohnte, doch die Haustür schlug durch einen Windstoß wieder ins Schloß. Er mußte sie erneut öffnen, das dauerte.

Zweiundsiebzig Stufen. Zweiundsiebzig Stufen! Er konnte seine Wohnungstür auf dem nächsten Treppenabsatz schon sehen, 68, 69, 70...

"Na, da ist ja mein Dandy!"

Woltersheim stand perplex vor Christine, die auf den weiter nach oben führenden Stufen hockte. Christine, die sich selbst aus irgendeinem Grund Gayle nannte, sah ihn wütend an und wartete darauf, daß er sich entschuldigte. Schließlich gaben die vielen Zigarettenstummel, die neben ihr auf einer Pappschale mit Pommesresten lagen, Auskunft darüber, daß sie schon verdammt lange gewartet hatte. Jetzt fiel es ihm wieder ein. Gayle war gekommen, um die Pornos mit ihm aufzunehmen. Um Acht waren sie verabredet gewesen. Inzwischen war es bestimmt mindestens neun Uhr. Woltersheim riss sich zusammen: "Oh, ich hab' dich total vergessen, tut mir wirklich leid."

"Na prima, bist wenigstens ehrlich. Ich kann ja wieder gehen", sagte Gayle und wollte im Grunde nur eine schmeichlerische Entschuldigung hören. Sie war nämlich viel zu scharf darauf, mit Woltersheim einen Porno zu drehen, schließlich könnte sie so später im Nachtleben immer erzählen, sie habe total viel Erfahrung mit Pornodrehs und zwar "nix Kommerzielles", sondern "Kunst". Für Gayle war klar, daß Woltersheim

sie dabei nicht ein einziges Mal anfassen durfte. Der Typ war absolut nicht ihr Fall. Das kann der sich abschminken, dachte sie. Aber die Vorstellung, daß ein Vernissagenpublikum sie einmal in einer Galerie auf verschiedenen Monitoren bestaunen würde, weil sie sich Finger, Gemüse, Dildos, Spielzeug und wer weiß noch was in ihre Vagina schob, machte sie an. Nur diese Aussicht hatte sie in die Lage versetzt, in dem kalten Treppenhaus solange in ihrem Mini auszuharren. Ihre Oberschenkel waren inzwischen schon leicht blau vor Kälte. Doch auch das nahm sie in Kauf, denn sie wollte endlich den unter Tarif bezahlten Job als Kassiererin in einem Supermarkt kündigen. Und diese Video-Session bedeutete eine weiteren Schritt auf dem Weg dorthin.

Auf der anderen Seite war sich Woltersheim trotz seiner Unpäßlichkeit bewußt, daß er Gayle nicht gehen lassen konnte. Monate waren vergangen, bis er endlich eine Frau gefunden hatte, die bereit war, in seinem Porno mitzuspielen. Wie hatte er nur diesen Termin verpassen können! Eine derartige Gelegenheit kam nie wieder oder wenigstens nicht so schnell. Er mußte jetzt Professionalität zeigen, anders ging das nicht. In dieser Situation auf krank machen und den Termin sausen lassen - unmöglich!

"Gayle, komm doch erstmal rein, ich mache uns 'nen Kaffee. Ich hatte noch einen wichtigen Termin mit einem Produzenten, kam alles ganz plötzlich," log er.

Gayle zögerte nicht lange und tippelte in den mit Kartons vollgestellten Wohnungsflur.

Woltersheim ging voran, schaltete geschäftig die Scheinwerfer an und verdeckte nebenbei die auf seinem Schreibtisch liegenden Aufzeichnungen mit einem Pullover. Er besann sich schnell und wechselte sein nasses T-Shirt gegen den Pullover aus. Das T-Shirt warf er auf den Schreibtisch. Gayle räkelte sich wärmesuchend auf einer Matratze vor der Heizung. Sie hatte sich unaufgefordert ein Bier geschnappt, das im Zimmer auf dem Boden lag. Betont lässig öffnete sie die Bierdose mit den Zähnen und süffelte genüßlich an dem lauwarmen Getränk, während Woltersheim in größter Eile das Set vorbereitete.

"Hast du ein bißchen Musik?", fragte Gayle.

Woltersheim zeigte Verständnis: "Ja, klar! Zum Entspannen, was?" Gayle grinste leicht genervt. Woltersheim war wirklich ein Idiot. Während die Musik von Curtis Mayfield aus den basslastigen Boxen dröhnte, begann sie sich auszuziehen. Langsam, aber unerotisch. Sie legte ihre Helanca-Bluse und den Kunstledermini beiseite wie jemand, der frühmorgens in die Klamotten für eine schmutzige Arbeit steigt und dann die "guten Sachen" in den Spind knüllt. Sie stand jetzt splitternackt da und wußte nicht so recht wohin mit ihrem dünnen, knochigen Körper, denn Woltersheim hantierte noch immer an Scheinwerfern und Videokamera herum und schenkte ihr dabei keine Beachtung. Gayle schaute an sich selbst herab. Sie betrachtete ihre helle Haut und die bereits steifen Brustwarzen. Sie ließ den Blick weiter schweifen, um zu sehen, ob alles in Ordnung war. Ihr Bauch war wie immer ganz flach. Achtlos übersah sie die Tattoos am Oberarm und auf ihrem linken inneren Oberschenkel. Die Tätowierungen waren schon so lange an ihrem Körper, daß sie diese gar nicht mehr wahrnahm. Ihren rechten Fuß hatte sie über den linken gestellt, um sich zu wärmen, doch plötzlich empfand sie diese Haltung als zu kleinmädchenhaft und beschloß, sich zu setzen. Sie nahm Platz auf dem Sofa und stellte ihr linkes Bein auf den daneben stehenden Hocker, den ein Kleiderhaufen bedeckte. Bewußt spreizte sie ihre Beine, um Woltersheim ihre Scham zu zeigen. Die bräunlichen, spärlichen Schamhaare hatte sie am Morgen noch etwas gestutzt, mit dem Ergebnis war sie sehr zufrieden. Zum Glück hatte sie die bereits abblätternde Lackierung an den Fußnägeln entfernt. Eigentlich störten sie nur die fleckigen Hände und Füße. "Scheißdurchblutungsstörungen", murmelte Gayle und schaute zu Woltersheim herüber. Der machte den Eindruck, als dachte er angestrengt über die Filmdramaturgie nach, dabei überlegte er nur, wo er den Weißabgleich machen konnte. Er rückte den Ausleuchtungsspiegel heran, so daß Gayle sich jetzt selbst betrachten konnte. Ihr Gesicht war doch ausgesprochen hübsch und das Make-up verdammt gut gelungen. Die zahllosen kleinen Zöpfe hatte sie für diesen Anlaß selbst nachgefärbt, diesmal

mit einem kräftigen Rotton. Gayle erhob stolz den Kopf und versuchte es mit ein paar Posen, die sie in einer Modezeitschrift gesehen hatte. Sie fuhr sich durch die Haare, ließ sie mal nach links, mal nach rechts herabfallen und versuchte dabei, abwechselnd naiv und verführerisch zu schauen. Als sie damit fertig war und anfing, sich zu langweilen, fuhr sie mit den Fingern der rechten Hand über den Bauch herab zu ihrer Scheide. Sie streichelte ihre Schamlippen und versetzte sich in angenehme Stimmung. Gayle führte den Zeigefinger in ihre Scheide ein und hob ihn zur Nase, um daran zu riechen. Er roch vertraut, und so leckte sie den Finger kurzentschlossen ab. Woltersheim hatte von all dem nichts mitbekommen, zu sehr war er mit dem Einrichten des Sets beschäftigt. Durch diese Anstrengung war sein Unwohlsein wie ausgelöscht. Der Schweiß rann ihm zwar immer noch in Strömen an den Schläfen herunter, doch das schien eine reinigende Wirkung zu haben. Jetzt konnte er sich auch wieder daran erinnern, was er eigentlich für ein Video drehen wollte.

"Hast du an die Hornhaut gedacht?" wandte er sich endlich an Gayle. Die hob wortlos den linken Fuß in die Höhe, so daß Woltersheim die Fußsohle sehen konnte. Er musterte Gayles Zehen und Fersen, während sie auf einem Bein stehend versuchte, die Balance zu halten. Woltersheim ließ kurz den Blick über Gayles nackten Körper schweifen. Was für ein Glück, daß man nicht sofort sah, daß sie sich ständig jede Menge Alk und Pharmazeutika einpfiff, dachte er, wer will denn schließlich Elend sehen.

"Gayle, komm doch mal mit." Gayle trottete brav hinter Woltersheim her. "Ich möchte dir jetzt zeigen, wie ich mir das vorstelle", begann er und zog sie an den Schultern zu sich, um ihr seinen Blickwinkel aus der Position der Kamera zu zeigen. Gayle ließ es desinteressiert geschehen.

"Die Kamera ist unbeweglich, dort, wo sie jetzt schon steht," begann Woltersheim zu erklären. "Du liegst auf den Bettlaken. Damit die nicht verrutschen, habe ich sie festgetackert. Du kannst dich also ruhig wälzen und alles mögliche machen. Die Kamera bleibt statisch, nur später mache ich noch ein paar

Großaufnahmen. Du hast alle Zeit der Welt."

Gayle nahm das alles zur Kenntnis und stellte dann die Frage: "Und was soll ich überhaupt machen?"

Pause.

"Na, wie abgesprochen: du liegst mit den Füßen zur Kamera da und beginnst langsam, dich zu berühren und zu wichsen. Dabei die Grundposition, wie du liegst, halten, soweit das geht. Heute wollte ich nur alles filmen, was du mit der Hand machst, morgen dann..."

"Morgen kann ich nicht!"

"Gut, dann übermorgen der Rest mit Dildos, Bananen, Stofftieren und so. Alles klar?"

"Ja."

Gayle rutschte auf die zusammengebastelte Bettstatt und suchte eine halbwegs bequeme Position, was bei der Konstruktion aus Sperrholzplatten mit aufgetackerten Bettlaken schier unmöglich schien. Woltersheim schaute durch den Sucher und stellte den Zoom so ein, daß Gayle von den Füßen bis zum Kopf voll im Bild war; dabei fiel ihm Gayles abgezehrter Körper und vor allem ihr verlebtes Gesicht auf.

Scheiße, dachte er, wenn ich nur einen Weichzeichner hätte und professionelles Licht, aber naja. Er sagte: "Da fällt mir noch ein, ich versuche mit Originalton zu drehen, den will ich nachher noch verfremden. Bis übermorgen weiß ich, ob das dann geklappt hat. Ich mach jetzt die Musik aus."

Stille.

Gayle hörte das Knirschen der harten Bettlaken und das Knarren der Fußbodendielen, mit steigender Intensität. Sie fühlte sich überhaupt nicht in Stimmung. Wenn doch wenigstens ein paar Leute da wären, aber so ... Nur dieser Idiot, dachte sie und lag nur so da.

"Also Gayle, die Kamera läuft, kannst anfangen", sagte Woltersheim, wischte sich kurz den Schweiß von der Stirn und schaute angestrengt in den Sucher. Gayle begann sehr zögerlich. Zuerst stellte sie sich schlafend, dann streckte sie urplötzlich die Arme von sich, um deutlich zu machen, daß sie eben erwacht sei. Die Hände waren dabei außerhalb des Bildes.

"Gayle, Augenblick!"

" Was denn?", entgegnete Gayle säuerlich.

"Du, die Hände sind, wenn du so machst", Woltersheim streckte die Arme von sich, "nicht im Bild. Kannste die mal hochhalten, ich mache den Zoom dann neu."

Gestelzt reckte Gayle die Arme in die Höhe, und Woltersheim fummelte an der Kamera herum.

"O.K.", sagte er, "kannst' noch mal anfangen, vielleicht etwas langsamer."

Gayle ließ die Arme herunterplumpsen und nahm widerwillig die Ausgangsposition "Gayle schlafend" ein.

"Action!"

Jetzt machte sie überhaupt keine Anstalten mehr anzufangen. Woltersheim wollte schon etwas sagen, als Gayle wieder loslegte. Er schaute durch den Sucher.

"JENS! HALLO JENS!". Was war denn jetzt schon wieder? Gayles Stimme klang so seltsam anders. Wütend richtete sich Woltersheim auf.

"Gayle! Was ist denn los?' schnauzte er sie an.

Als hätte sie darauf gewartet, schrie Gayle zurück "Ich hab's echt satt, mich andauernd anmachen zu lassen!"

"Aber warum redest du mich auch an, mitten in der Aufnahme?' versuchte Jens Woltersheim zu sie beschwichtigen.

Gayle guckte ungläubig. "Wer? Ich? Ich habe überhaupt keinen Mucks gemacht. Sag mal, was hast du bloß für'n Zeugs geschluckt? Du siehst ja weiß wie die Wand aus."

Woltersheim wollte antworten, als wieder diese seltsame Stimme zu ihm sprach: "JENS! HALLO JENS ... JENS WOLTERSHEIM." Der Puls raste, und das Blut in seinem Hals begann zu tuckern. Ihm wurde schwindlig. Das war nicht Gayle. Das konnte unmöglich eine Frau sein. Aber wer war es dann? Vor Aufregung mußte Woltersheim aufstoßen.

"Komm Gayle, laß es für heute. Ich bin echt fertig. Tut mir leid."

"DU MÖRDER! WOLTERSHEIM, DU MÖRDER!!"

"Das ist nicht witzig, Gayle."

"MÖRDER. JENS. MÖRDER ..."

"Was ist nicht witzig, was ist los?" Gayle bekam es mit der Angst zu tun und zog sich in Windeseile ihre wenigen Kleidungsstücke über.

"Das, was du gerade da gesagt hast! Komm Gayle, was soll das?"

Kaum in die Pumps geschlüpft, tippelte Gayle zur Wohnungstür. "Leg dich lieber hin. Ruf mich an, wenn alles o.K. ist", rief sie und schlug die Tür hinter sich zu.

JENS ... JENSILEIN ... MÖRDERLEIN.

Diese Stimme, da war sie wieder, irgendwoher kannte er sie. Was war los mit ihm? Da stieg wieder dieser saure Brechreiz in ihm hoch. Woltersheim rannte ins Bad.

Kapitel 33

Vera schaute sich um. Ihr Eintreten durch die Schwingtür der Videothek war noch sehr energisch gewesen. Aber jetzt stand sie völlig unschlüssig da. Sollte sie nun einen aktuellen Hollywood-Streifen ausleihen oder lieber einen von ihren eigenen Pornos, die sie an Bruno Berlin verkauft hatte. Die Spielfilme kannte sie alle schon und den neuen mit Erol Fleischmann wollte sie nicht sehen. Das erleichterte die Wahl. Also, ab in die Porno-Abteilung. Wenn schon keinen Spielfilm, dann endlich das eigene Werk zu Hause begutachten, das nun schon seit ein paar Tagen auf dem Berliner Videomarkt angeboten wurde.

Den kleinen kahlköpfigen Mann am Tresen der Pornoabteilung hatte Vera schon öfter hier gesehen. Immer, wenn sie ihn so sah, wie er die Filme einsortierte, mußte sie sich unweigerlich vorstellen, daß er, wenn er Auto fahren würde, wohl oder übel stehen müßte, um übers Lenkrad gucken zu können.

"Es soll doch was Neues geben, so eine neue Reihe, wo zum Beispiel nur ein Arsch drauf ist und so. Habt ihr das?" fragte sie ihn.

Mit einer Mischung aus Verachtung und Pflichtbewußtsein musterte der Videomann Vera und deutete dann wortlos auf die

Mitte des Regals mit den Neuerscheinungen. Veras Blick fiel auf das Etikett OPTIMAL MINIMAL PORNOS und auf den Aufdruck "Wegen geringer Laufzeit Sonderpreis" Sie kannte das Design. Bruno Berlin hatte es ihr bei der Vertragsunterzeichnung mehr als einmal unter die Nase gehalten. Das wirklich Ungewöhnliche dieser Videohüllen war, daß es weder auf der Vorder- noch auf der Rückseite Fotos gab. Nur ganze zwei Worte standen jeweils vorne und hinten: HIGH EFFECTIVE. Die von Vera produzierte Kollektion bestand aus vier Videos mit identischer Gestaltung, nur die Titel auf den Hüllenrücken waren verschieden. Demnach konnte der Porno- Konsument entscheiden zwischen den Titeln "Fotze", "Arsch", "Titten", "Schlund". Das war einfach und kundenfreundlich fand Bruno Berlin.

Vera nahm das Kärtchen *Fotze* und trabte zurück zum kleinen Videomann, der gerade telefonierte. Sie hielt ihm nur das Kärtchen hin, und während er Vera das Video heraussuchte, konnte sie bruchstückhaft mithören, wie der Anrufer den kleinen Videomann nach der Schlüsselszene aus Prousts "Auf der Suche nach der verlorenen Zeit" fragte. Es ging um Tee und Gebäck. Sie zahlte, steckte das Video in die Handtasche und lief hinaus. In der Straßenbahn saß sie hinter einer jungen Frau, deren langes dunkles Haar über die Rückenlehne fiel. Es roch nach rosé. Vera ertappte sich dabei, die Haarpracht berühren zu wollen. Sie ließ das aber lieber bleiben. Was ist bloß in dich gefahren, fragte sie sich beim Aussteigen.

Der Hunger meldete sich. In der vietnamesischen Kantine ließ sich Vera eine Portion Chop Souey einpacken. Hier aß sie immer vor der Schicht in Babsis Bar. Aber das gehörte jetzt wohl bald der Vergangenheit an, denn gestern, eine Woche nach Vertragsunterzeichnung mit Bruno Berlin, hatte sie schweren Herzens bei Babsi gekündigt.

Mehrere Stufen auf einmal nehmend, hechtete sie die steilen Treppen zur Wohnung hoch. Babsi hatte sie angeschaut, als ob sie ein schweres Verbrechen begannen hätte. Vielleicht war es auch nur Veras Eindruck gewesen. Leicht war ihr das nämlich nicht gefallen. Sie und Babsi waren immer gut miteinander zu-

recht gekommen. Oben angelangt, setzte sich Vera an den Tisch neben den Kühlschrank und nahm sich noch Remoulade, Ketchup, süßen Senf und Zimt vom Regal. Nur so schmeckte es ihr. Sie brauchte jetzt was Süßes, Chop Souey hin oder her.

Vera legte das Video ein. Mal sehen, wie das Ganze so wirkte. Sie nippte an einer Mischung aus Wodka und Limonensirup, die sie nach einem etwas reichhaltigen Mal als Digestif bevorzugte, und griff nach der Fernbedienung. Was ein Blödsinn, diese ganze Aktion, dachte sie. Sie hockte sich auf ihre Luftmatratze und spulte die Kassette bis zum Ende des Werbeblocks vor. Unter den Produktionstiteln war nirgendwo ihr Name zu sehen. Sie spulte noch einmal zurück. Auch bei der zweiten Durchsicht konnte sie ihren Namen nicht entdecken.

Was soll's, stolz auf dieses Werk war sie sowieso nicht. Wenigstens hatte Bruno Berlin sie ausreichend bezahlt. Also keine Beschwerden, Vera Ungar, du verkappte Videokünstlerin", sagte sie sich.

Der Film hatte begonnen. So war das also. Vera versuchte sich als Endverbraucherin zu fühlen, die es sich zuhause gemütlich machte und ... *"Eigentlich ist es doch okay, eine Fotze zu sehen ohne drum und dran, rasiert und man kann wirklich alles sehen, liebe Zuschauer"*

Was war das denn? Vera drückte auf PAUSE und spulte zurück. Da war doch gerade eine Stimme aus dem Off zu hören gewesen. Sie schaute sich die Szene noch einmal an. Ja, wirklich eine Männerstimme mit Berliner Akzent sprach da aus dem Off zu den Zuschauern. Vera wollte nicht glauben, was sie da soeben gehört hatte. Aber ehe sie sich versah, sprach die Stimme weiter:

"Man kann schließlich niemanden trauen, also wäscht man sich am besten die Hände. Das ist doch am schönsten, den Abend, liebe Leute, mit einer Fotze zu beenden. Also ab in die Küche! Reißen Sie ein Blatt von ihrer Haushaltsrolle und machen Sie, daß Sie wieder auf die Bettkante kommen..."

Bruno Berlin, dieser abtrünnige Hurensohn! Er müßte dafür bestraft werden, er und der ganze räudige Auswurf der Konsumindustrie. Das Konzept war völlig zerstört. Er hatte zwar aus-

schließlich das Originalmaterial verwandt, aber mit der Off-Stimme und den akribischen Erklärungen war die ganze Sache auf ein völlig anderes Niveau katapultiert worden. Wahrscheinlich fand Bruno Berlin das "unheimlich kundenfreundlich". Mit vor Tränen blinden Augen sah Vera auf den Fernseher. Sie hörte nicht mehr hin. Jetzt war es soweit, man hatte sie solange exorziert, bis von ihr nichts mehr übrig war, als ein welker, unartikulierter Rest. Ihr ganzes Leben zog noch einmal an ihr vorüber, tschechische Kommunistenlieder, U-Bahnen, Studentenbuden, Ernteeinsatz auf dem Rübenfeld, Demonstrationen, jugendliche Kriminelle...

Indessen lief der Off-Text erbarmungslos weiter. *"Richtet euch in Wichsposition ein. Die Hose ist bis unter die Knie runtergelassen. Wenn man euch jetzt so sehen könnte, zum Glück sind die Vorhänge zu. Gut daß ihr euch die Hände gewaschen habt. Nehmt euren in Anfängen erigierten Schwanz aus der Unterhose, die ihr noch ein Stück herunterzieht. Guckt auf eure rötlich-violette Eichel und stellt fest, sie sieht aus wie immer. Seht, daß die Farbe eures Schwanzes wunderbar zu der Farbe der Fotze passt. Der Schwanz schwillt zu seiner Höchstform an, die Vorhaut ist gänzlich von der Eichel abgestreift. Die Äderchen unter der Eichel bilden ein hübsches Farbenmuster zwischen den Fingern. Ihr beginnt mit der linken Hand nach unten in einem Zug die Vorhaut zu bilden und wieder verschwinden zu lassen. Die Fotze ist immer noch da. Das Ding würde vorzüglich passen, in diese geile Muschi, diese geile Möse, die nasse Fotze ... Die Muschi ist super. So rosa. So passend. So echt. Geile Möse. Nass. Nasse geile Fotze ... Bloß nicht so schnell kommen. Nicht so schnell ... ist so schön ... oh ist das geil... Nicht aufhören ... Oh Muschi red mit mir, meine kleine, süße, du Süße, du süße Fotze ... Oh du geiles Loch, ich komme, ich komme zu dir ..."*

NEIN !!! SCHEIßE! Fast im selben Moment als ein gelber Strahl auf dem Bildschirm zu erkennen war, der auf das Geschlecht heruntertropfte, riß Vera die Kassette aus dem Recorder.

"Wenigstens die Katharsis haben sie mir gelassen, diese Schweine", schrie Vera in den Raum hinein und ließ sich wie tot auf die Luftmatratze fallen. Wegen der unsachgemäßen Kassettenentnahme schien auch der Videorecorder seinen Geist aufgegeben zu haben. Alle Leuchtanzeigen waren erloschen.

ZUM ARTIKEL VON VOLKMAR LÜBKE VOM 27. 1O.

Herr Lübke hat vollkommen recht, ich schließe mich seiner Darstellung an. Als ich seinen Artikel las, ist mir wieder eingefal - len, wie sehr mir die sinnlosen Aktionen der Prawda-Zecken mißfallen. Ich dachte damals: "Das ist gar nicht so schlimm, denn wer ist noch nicht in dieser Stadt in einen Hundehaufen getreten." Der Gleichklang der Medien, ständig über diese Jugendsekte zu be - richten, ist auffällig, umso mehr tut so ein differenzierter Artikel von ihrem Autoren so richtig gut.

Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wie es möglich ist, daß alle Medien, die ich verfolgt habe, nur eine Wahrnehmung und Bewer - tung präsentieren: die des billigen Show-Effekts mit ein bißchen Moral. Doch wir müssen uns wirklich alle, damit meine ich alle, an die eigene Nase fassen. Die Prawda-Zecken sind unehrliche und raffinierte Verschwörer, die die Staatsgewalt überspitzt ausldrücken.

Indem der Staat uns ruhig hält mit seinen Parolen von Recht und Ordnung, schafft er eine Legitimation für die Prawda-Zecken.

Fast könnte man meinen, wir müssen unsere Steuern dafür zah - len, um den Prawda-Zecken ständig eine Gelegenheit zu bieten, sich zu präsentieren. Wer dies durchschaut und seine Angst mit er - klärten Gegnern wie mir diskutieren möchte, ist jetzt schon auf der richtigen Seite, wie eben der Autor Volkmar Lübke.

Mit solidarischen Grüßen

Hermine Jöst

(die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen. Für den Inhalt sind die Verfasser selbst verantwortlich)

Kapitel 34

Eigentlich müßte hier mal jemand aufräumen, dachte Babsi.

Sie verwarf aber gleich diesen Gedanken wieder, denn schließlich war es nicht ihre, sondern Jens' Wohnung, und seine Putze war sie weiß Gott nicht. Schon verrückt genug, dachte sie, daß ich meinen einzigen freien Tag in zwei Monaten opfere, um Jens' filmische Ergüsse anzusehen. Aber egal, versprochen ist versprochen und vielleicht ist es ein ansprechender Streifen. Einer unter Millionen sozusagen.

Jens hatte, bevor er zu einer Bekannten, einer Kosmetikerin, zum Tränensäcke-Absaugen gegangen war, wenigstens achtete er einigermaßen auf sein Äußeres, gesagt, die Kassette läge auf dem Hocker neben dem Bett. Also mal nachsehen, ob dem so war. Pullover, Keksschachteln, zerknüllte Chipstüten, Zettel; alles, aber keine Videocassette war auf dem Hocker zu finden. Babsi wollte gerade auf den Boden unterm Bett schauen, als ihr Blick auf einen der Zettel fiel, auf dem in großen Lettern das Wort "Hakenkreuz" stand.

Sie nahm den Zettel und begann den sorgfältig auf einem PC layouteten Text zu lesen:

"Kann man aus einem Menschenkörper ein HAKENKREUZ formen?

Meine Darstellerin wäre für diesen Versuch prädestiniert, bei dem dürren Körper, müßte sie gut dehnbar sein.

Gayles Titten erinnern mich, vor allem, wenn sie sich nach vorne beugt und ihren Körper rhythmisch schwingt, wie beim Fick, dann erinnern mich ihre Titten an Würmer. Kleine kalte, glitschige Würmer. Kalte Würmer, die vom Körper baumeln, fast leblos, fast tot.

Viele Titten sind wie tote Würmer. Wie tote Würmer, mit dem süßlich-schaurigen Geruch von Milch und altem Schweiß."

Babsi legte den Zettel wieder zurück auf den Hocker. Jens hatte schon seltsame erotische Phantasien. Man könnte es glatt

mit der Angst zu tun kriegen, dachte sie. Außerdem schien Woltersheim es seit kurzem witzig zu finden, sich zu versprechen, dachte Babsi. So sagte er beispielsweise, wenn er seinen Fotoapparat suchte: "Wo ist denn mein Fotzoparat?" oder er brachte sprachliche Bilder mit voller Absicht durcheinander. "Wer anderen in die Grube gräbt" war zur Zeit sein Lieblingsspruch.

Babsi beschloß, nach weiteren Texten zu suchen. Sie war neugierig geworden und wollte den Schreibtisch einmal gründlich inspizieren. Prompt entdeckte sie einen Stapel Computerausdrucke. Sie nahm einen der Zettel und las:

"Ausleihen: "Ein Z mit zwei Nullen" von Peter Greenaway und "Soylent Green" - Regisseur nicht bekannt. Bücher: "Crash" von JG Ballard und Mary Shelleys "Frankenstein". Außerdem: die Filme von Russ Meyer.

Sie konnte sich keinen Reim daraus machen. Plante Jens einen nekrophilen Porno oder irgendetwas in der Richtung?

Sie suchte nach einer Uhr. Wie spät war es eigentlich? Zwanzig Minuten vor Zehn. Jens würde nicht vor Zehn hier aufkreuzen. Also hatte sie genug Zeit. Babsi setzte sich auf den Schreibtisch und ging den ganzen Stapel von vorne bis hinten durch. Die erste Notiz war eine Art Gedicht oder Psalm:

"Hört genau hin,
es sind die Trommeln der Nacht.
trommeln wie ein Höllendonner,
so gebet acht.
Trommelklänge durchschneiden die Luft,
das Böse ist nah, entkommen der Gruft..."

Babsi mußte lachen. Was ein jämmerliches Zeug, doch das Lachen verging ihr, als sie den nächsten Vers zu lesen begann:

"Laßt die Pseudo-Lebenden von Würmern zerfressen sein,
die Arena der Erde schreit nach ihrem Blut,

die Würmer speien aus den schlechten Wein.
Wir Lebenden brauchen die Kranken nicht,
ohne deren faulen Atem ist alles wieder gut.

Zerstört alle Normen
Heil dem Hakenkreuz,
welches wir
aus toten Gerippen
formen.

Tod dem falschen Leben."

Das darf doch nicht wahr sein. Entweder war das ein ganz mieser Scherz von Jens, und er hatte absichtlich diese Zettel für sie hier liegenlassen, damit sie sie finden würde, oder er war wirklich nicht mehr ganz bei Trost, dachte Babsi. Ein Schauer lief ihr über den Rücken.

Irgendwie passte alles zusammen, Stein für Stein. Schon seit langem war ihr aufgefallen, daß Jens sich sonderbar verhielt. Seit dem Abend, an dem sie ihren Blackout gehabt hatte, war Jens so verändert. Leider konnte sie nicht aus ihm herausbekommen, was damals passiert war. An ein KZ Oranienburg-Projekt konnte sie sich schwach erinnern. Aber was hatte das alles zu bedeuten? Es mußte irgendeinen Zusammenhang zwischen dem Projekt, das sie und Jens am besagten Abend mit irgendwelchen Männern diskutiert hatten, ihrem Blackout, dem Alptraum, den sie nicht vergessen konnte und diesen seltsamen Texten, in denen zweimal das Wort "Hakenkreuz" vorkam, geben. Was hatte es mit dem Hakenkreuz auf sich; einen Nazi-Hintergrund gab es sicherlich nicht. Das passte nicht zu Jens. Außerdem waren die Texte viel zu abstrus, sie glichen eher Wahnvorstellungen.

"Hallo Babsi, na, hast du dir die Sachen angesehen." Blitzschnell ließ sie die Zettel hinter ihrem Rücken verschwinden. Babsis Puls raste. Sie hatte Jens gar nicht hereinkommen hören.

"Mein Gott, bin ich Satan, oder was?" Jens versuchte, ihr in die Augen zu schauen. Etwas, was er sehr selten tat.

"Die Kassette", stotterte Babsi, "die hab ich noch gar nicht gefunden."

"Was tust du denn so geheimniskrämerisch? Was versteckst du da hinter deinem Rücken. Komm laß mal sehen." Mit einem Satz war Jens bei ihr und versuchte, ihr den Arm hinterm Rücken nach vorn zu ziehen.

"Also gut", gab Babsi nach und hielt ihm die Zettel direkt vor die Nase, "was soll dieser ganze Mist. Was ist das für ein jämmerliches Zeug?'

Jens sah gefaßt auf seine Notizen. Fast schon übertrieben gefaßt, fand Babsi. Er nahm ihr die Zettel aus der Hand, legte sie auf den Schreibtisch zurück und sagte vorwurfsvoll:

"Du bist gar nicht neugierig, was?' und ohne eine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: "Das sind Protokolle. Ich will damit Paranoia erforschen."

Babsi guckte ungläubig. "Wie soll ich das verstehen?'

"Na, so, wie ich es gesagt habe. Es ist eine Art Forschungsarbeit."

Jens blickte sie an und versuchte es mit einem sanften Lächeln.

Ruckartig sprang Babsi auf, langte nach ihrem Popelinmäntelchen und lief zur Wohnungstür, drehte sich jedoch noch einmal um. "Tut mir leid, aber du machst mir angst, ich brauch' jetzt erst mal frische Luft."

Sie riß die Tür auf und knallte sie hinter sich zu. Jens konnte noch das Hämmern ihrer Absätze auf den Treppenstufen hören.

Kapitel 35

Zu seiner Rechten befand sich die silberne Sitzgarnitur, darüber die Kleinplastiken aus Neuguinea. Zu seiner Linken als Rahmung der beiden Rundbogenfenster hingen drei schwarze Totenmasken aus Zentralafrika und über der Eingangstür seines Chefarztzimmers eine grellfarbige Dämonendarstellung aus der Südsee. Wolfgang Baumann ließ zufrieden den Blick schweifen, wie er es zu Beginn eines jeden seiner langen Arbeitstage tat. Es war seit Jahren die gleiche Reihenfolge. Beobachter dieser stillen Zeremonie hätten es für eine Art Augentraining halten können. Neuguinea, dann Zentralafrika und zum Abschluß noch die Südsee. Und wieder von vorne. In diesen Augenblicken stiller innerer Befriedigung ließ er sich durch nichts ablenken, kein noch so wichtiger Telefonanruf durfte zu ihm durchgestellt werden. Sein Sekretariat wußte sehr wohl, wie es sich morgens kurz vor der Chefvisite zu verhalten hatte. Man könnte sagen, daß sich eine Art Ruhe vor dem Sturm als unsichtbare Wolke aus dem Chefzimmer der Psychiatrischen Klinik ins Vorzimmer und über die Flure in die anderen Arbeitszimmer ausbreitete.

Wolfgang Baumann nahm die Akte des neu eingewiesenen Patienten vom Schreibtisch und setzte sich auf das Sofa der Sitzgruppe seines Büros. Der namenlose Patient, dessen Identität noch nicht festgestellt werden konnte, war mit einer Reihe von Knochenbrüchen eingeliefert worden. Man hatte ihn inzwischen in Baumanns Abteilung verlegt, denn obwohl er körperlich soweit wiederhergestellt war, bedurfte er dringend ärztlicher Hilfe, da sein ganzes Verhalten auf eine schwere psychische Störung hinwies.

Dr. Baumann, Leiter der psychiatrischen Klinik im Südosten Berlins, war seit 25 Jahren in seinem Beruf eine Stufe nach der anderen nach oben geklettert. Ohne eine Familie- oder einen Freundeskreis hatte er seine ganze kostbare Zeit der Karriere gewidmet. Darüber hinaus hatte sich im Laufe der Jahre eine weitere Leidenschaft in seinem von Ehrgeiz erfüllten Leben ent-

wickelt. Er wollte, daß seine Patienten zu den kreativsten Europas zählten. Nach ihrem künstlerischen Potential wählte er sie aus. Wenn sie es nicht "brachten", wurden sie verlegt. Fast immer gelang es ihm, diese ungebetenen Gäste durch geschickte Schachzüge weiter zu überweisen. Was ihn wirklich störte war, wenn man ihm eine unbekannte Multifraktur wie diese vorsetzte, das heißt, wenn er seine Patienten nicht aussuchen durfte und man sie ihm einfach so "unterjubelte", wie er es nannte.

"Ich leite doch keine Sozialstation", quittierte er die Einweisung des Neuen. Aber erst 'mal sehen, was der *Bruch* so brachte.

Die HöllE ist das Flimmern
Das Flimmern ist die HöllE
ich drinnen ich draußen
mach ich meine MaskE ab ist nichts
daHINTER - nur Flimmer. Flummi
Ich bin schön geworden
ich bestehe aus mehreren Teilen
Da sucht einer einen AmerikanER
und find sich selbst
Deine Uranmuschali ist lilA
Kann man die nicht grün machen
Die MaskE ist rosa

Das war das bisher Interessanteste, das ein Neuer nach zwei Monaten von sich gegeben hatte, dachte Baumann. Man mußte nur etwas Essen hinstellen, das Tonband laufen lassen und zwei Stunden später war fast immer etwas auf dem Band. Ein paar Korrekturen an den den richtigen Stellen, und schon hatte man die schönste Lyrik. Wenn das so weitergeht, kommt der Neue in die nächste Ausgabe der Gedichtbandreihe der Platanenblätter, dachte Baumann.

Bruch schaute aus dem Fenster seines Einzelzimmers im Seitenschiff der umgebauten Kirche. Seit zwei Jahren wurde das

ehemalige Gotteshaus als Klinik genutzt. Vorher hatten die riesigen Maisch- und Läuterbottiche einer Bierbrauerei darin gestanden. Durch die dünnen Gipswände hätte er das Getuschel und Gezeter seiner Mitpatienten vernehmen können, doch dafür hatte er kein Ohr. Er starrte so vor sich hin. Er konnte, wenn er wollte aus seinem Zimmer in die Halle hinabsteigen, hatte es aber noch nie getan. Er konnte unten flippern oder Würfel spielen, tat es aber nicht. Er konnte, wenn er seine Nase noch benutzen würde, den penetranten Hopfengeruch, der sich an die alten Holzverkleidungen der Kirche geheftet hatte, wahrnehmen. Tat es aber nicht. *Bruch* tat nichts. *Bruch* existierte nur von einer Mahlzeit zur anderen, ohne sich des Wartens bewußt zu sein. Mit dem einsetzenden Völlegefühl begann er zu flüstern und zu singen, meistens ohne eine klare Melodie. Nach ein bis zwei Stunden war es wieder vorbei.

Schwimmt sie
bleibt er draußen
A-R-B-E-I-T A-R-B-E-I-T
bezahl mich
Er ist nicht vom heiligen Geist befallen
Liegt auf einem Tisch Liegt auf einem Tisch

G-R- O-ß-E F-Ü -ß-E AUF KleiNEn GEsICHterN

Lange hatte es nicht gedauert, und *Bruch* war zu einem der Lieblingsdichter Baumanns geworden. Es verging kaum eine Chefvisite, nach der Baumann nicht ein neues Gedicht *Bruchs*' der versammelten Mannschaft aus Assistenzärzten und Chefschwestern vortrug. Für diese wirkte es wie ein versöhnlicher Ausklang. Hatte Baumann noch bei dem Rundgang vorher keine Gelegenheit ausgelassen, seine Untergebenen herunterzuputzen, so war es ihm nun ungemein wichtig, seinem Publikum einen Kunstgenuß zu bieten. Mit seiner hohen, tonlosen Stimme begann er vorzutragen:

Das ist albern
Zigaretten sind schlecht
Bier ist schlecht
ist das schlottern?
es muß elegentisch?
Sieben Sterne
oder waren es ach?
Mein Tabak gehört mir
Milch ist rot
Gangster Verbrecher Kriminelle
Nein
Gefühle sind das. Nein nicht
Umklammern Umklammern
Aber es sinddochgarkeine Affen hier
Menschen sind echt

Baumann hielt mit stolzer Brust inne.

Dann setzte er erneut an.

"*Das ist albern* - Was für ein Anfang, meine Damen und Herren! *Zigaretten sind schlecht/Bier ist schlecht* - Es lebt sich gefährlich. Bemerken Sie das autopoetische System *ist das schlot - tern?*- Dieser Satz ist wie eine Zeitbombe, oder so gefährlich wie ein Luftballon, den ein Kind aufbläst. *Es muß elegentisch?*- Sehen Sie, was ich meine, es ist nicht finanzierbare Kunst, ein eigenes sprachliches System.

Das ist albern
Zigaretten sind schlecht
Bier ist schlecht
ist das schlottern?
es muß elegentisch?
Sieben Sterne
oder waren es acht?

Mein Tabak gehört mir - Und hier dringt der Autor wieder in die reale Welt ein.

'*Milch ist rot*
Gangster Verbrecher Kriminelle
Nein - Dieses Nein ist wie ein Aufschrei im Raum. Gefühle sind

das Nein nicht Umklammern Umklammern - Bei *Bruch* ist das Gefühl eine tatsächliche Wunde, die Leber des Prometheus. *Gefühle sind das! Nein nicht/Umklammern Umklammern/aber es sind doch gar keine Affen hier /Menschen sind echt* - Wir werden zurückgelassen, mit einem Bewußtsein, welches vom Tode nur noch weiß."

Baumann, offensichtlich sehr erregt, schaute in die Runde.

"Was halten sie davon, wenn wir *Bruchs* ersten Gedichtband unter dem Titel "Gibt es Tesaband?" veröffentlichen."

Ein Arzt im Praktikum konnte das Lachen nicht mehr unterdrücken.

Vorwort von Dr. Wolfgang Baumann

"Gibt es Tesaband?" ist der erste Gedichtband des namenlosen Patienten, der in meiner Station liebevoll "Bruch" genannt wird. Genauso namenlos, wie der Verfasser selbst, sind auch seine Poeme. Mein Team und ich haben uns deshalb dazu entschlossen, sie in der Reihenfolge ihres Entstehens durchzunummerieren.

"Bruch" ist seit nunmehr sieben Monaten in unserer Klinik. Woher er kam, ist unbekannt, sowie sein vorheriger Status. Er wurde als vollkommen verwahrloste Person nach einem Verkehrsunfall mit schweren Verletzungen zu uns überwiesen.

"Bruch" leidet unter einer manisch-depressiven Gemütsstörung (der "endogenen Zyklothymie", wie sie in Fachkreisen genannt wird) Offenbar hat der Patient schon während der Geburt körperlichen Schaden genommen. Abgesehen von dem um etwa 4 cm zu kurzen linken Arm leidet er an besorgniserregenden Wucherungen im inneren Ohr. Daß während der Geburt auch das Gehirn geschädigt wurde, kann nicht ganz ausgeschlossen werden, zumal es sich ganz eindeutig um eine Steißgeburt gehandelt haben muß.

Es gelang uns in mühevoller Arbeit, "Bruch" endlich zum Sprechen zu bewegen.

Das Resultat können wir nun in Form dieses Gedichtbandes präsentieren. Um nicht ihre persönliche Rezeption durch meine Fachkenntnisse zu belasten, verweise ich auf das Nachwort.

Wolfgang Baumann

Das Nichts bleibt uns verborgen

Ein neuer Gedichtband aus dem Verlag "Platanen - Blätter - wald"

"Der Mensch ist unvereinbar mit dem Nichts, seine Beziehung zum Nichts ist entzweit" - so lautet das Fazit Dr. Baumanns in sei - nem Nachwort zu dem jüngst erschienen Gedichtband "Gibt es Tesaband?" des eigentlich namenlosen "Patienten Bruch". Bruch ist ein identitätsloser, männlicher Psychiatrieinsasse, der vor 8 Mona - ten nach einem schweren Verkehrsunfall in die Baumannsche Kli - nik eingewiesen wurde. Bis heute liegt Herkunft und Geschichte des ca. 35 jährigen Bruch im Nebel.

Die Gedichte Bruchs sind nicht unoriginell, ganz gleich in wel - cher Redeform sich der Dichter verliert - ob in den kargen Sätzen der Umgangssprache oder in metaphorischen Gesten. Definieren wir ihn als poetischen Pamphletisten.

"Runta alle
rückt näa
ins Paradies
daß hieß
es wäre so weit gewesen, weit weg gewesen
Finger kött
Schmackebratz Moppeldun"

Man rätselt, für wen Bruch dichtet. Es gibt keinen Adressaten. Das Enigmatische an Bruchs Gedichten ist, daß es keinen Sender und keinen Empfänger gibt. Die Gedichte sind von beklemmender Körperlosigkeit. Hier ist ein Mensch, der uns vom Nichts erzählt. Aber kann uns das Nichts etwas erzählen?

Vielleicht eines der deprimierendsten Bücher dieser Saison.

Bruch "Gibt es Tesaband"- Herausgegeben von Dr. W. Baumann mit einem Vorwort des Herausgebers, Verlag Platanen-Blätterwald , ca. 320 Seiten, Hardcover, 48 Euro.

Kapitel 36

Hipp Hipp Hurra

SVEN WIRD 35
Am Samstag, den 12.5 ab 20 Uhr
findet die Party statt
Die Party zum 35. Geburtstag
vom lustigen SVEN
Kommt alle und
bringt noch was zu Trinken mit, zu Essen
ist mehr als genug da, also kommt so wie ihr seid
AM BESTEN NACKT

Ort: Pommerschestraße. 18 a, HH, 2. Stock

"Jens, du hast doch den Einladungszettel?"
"Ja."
"Ja, und hast du keine Lust?"
"Eigentlich nicht."
"Ooch, komm stell dich nicht so an. Wir waren schon so lange auf keiner Fete mehr. Ich würd' sagen, wir treffen uns da, so um 11.00 Uhr. Ich muß noch was erledigen. Aber Jens ..."
"Ja, Babsi ...?"
"Bitte benimm dich, ja?"
"Mm."
Es klickte. Babsi hatte aufgelegt.

Ja, so wird Jens Woltersheim dann doch los müssen, eigentlich wollte er Babsi noch sagen, daß er diesen Sven nicht leiden kann, aber das hätte Babsi nicht verstanden und für eine seiner Spinne - reien gehalten. Also keine Widerrede, ab und zu muß man mal machen, was einem nicht paßt, ja, Jens, ist es nicht so, da mußt du durch, dann eben um elf zu Sven.

Bis kurz vor zehn starrte Woltersheim noch auf den Fernsehschirm. Nur die Nachrichtenkanäle, das brachte sein Blut in

Wallung. Doch äußerlich war Jens nichts anzumerken.

Jens, was hast du für Probleme, Woltersheim, krieg den Arsch hoch! ermahnte er sich mit dem letzten Rest an Energie, den er noch zusammenklauben konnte. Dann stieg er in die Westernboots und stand schon unten auf der Straße. Er schaute sich kurz unentschlossen um, und die bereits vertraute Stimme in ihm fragte: *Jens, wie willste denn dort hin kommen?*

Jens beschloß, sich zu Fuß auf den Weg zu machen, es war ja nicht so weit weg. *Na, das kann ja was werden, Woltersheim. Woltersheim, mußt du denn diesen dämlichen Gesichtsausdruck vor dir her tragen. Überleg' doch 'mal, wenn du nicht schon eine Freundin hättest, würdest du so nie eine kriegen. Woltersheim, so schlecht mußt du dich nicht machen, tz, tz, tz.*

Viele Prawda-Zecken lungerten hier herum in ihren billigen Sanitärkitteln und Jeans, die am Hintern ausgeschnitten waren.

Die Gegend ist noch übler geworden, aber die Prawda Zecken sind ja harmlos, das wird alles nur aufgebauscht, oder? Ach Jens, du hast ja Verständnis, warum merkt man nur so selten was davon?

Vorbei an Straßenmüll, vorbei an patrouillierendem Wachschutz, vorbei an grell beleuchteten Nobelrestaurants, vorbei an starr blickenden Menschen. Und Jens machte einen Bogen um die Straße mit den Nutten. *Jens, hast du eigentlich noch Eier, früher war es doch lustig, durch diese Straße zu gehen, und jetzt, ach, Jens, was ist aus dir geworden. Woltersheim, merkst du eigentlich, daß du ein Tempo draufhast wie ein Elite-Soldat, Stechschrittmarsch, wie kommts? Ne, ne, ne, ne, wenn ich so weiter renne, bin ich um viertel vor elf da, und Babsi kommt nicht vor viertel nach. Also, schau dir mal die Läden an, oder besser nicht, besser nicht Jens, besser nur einfach langsamer gehen. In diesem Haus da vorne hattest du früher eine Freundin, tu nicht so, als ob es dich kalt ließe, hier nach Jahren vorbei zu gehen, du warst ganz schön verknallt. Hast einmal eine ganze Nacht heulend im Hausflur gesessen. Jens, weißt du das noch, ich weiß es noch, Jens weißt du es auch noch.*

Woltersheim trottete am Haus vorbei und zwang sich, nicht nach oben zu schauen. *Vielleicht stand sie gerade am Fenster und*

beobachtete die Straße, und vielleicht hatte sie ihn schon erkannt und winkte ihn zu sich hinauf. Woltersheim, jetzt ist es viertel vor elf, und schon bin ich in der Straße, wo die Fete stattfindet, Jens, nicht so schnell, geh' ruhig noch mal um den Block, also noch mal um den Block, und wer begegnet dir da, auf wen hab ich am wenigsten Bock, Jens, dreimal darfst du raten, Woltersheim, dein ehemaliger, guter Freund Tommie, Tommie, die Ratte, und er hat mich auch schon gesehen, Jens, da mußt du durch,

"Hallo Jens, na, gehst du auch zu Sven?"

"Ja ... ich muß noch was erledigen, komme etwas später, bis nachher."

Ja, so sind sie, die Gespräche, die du magst, was Woltersheim, Jens, du sagst dir einfach nur, daß Tommie ein blödes Arschloch ist, ist ja gut.

Im Hausflur dröhnt schon die Musik der Saison, Jens, du bist out, du weißt ja nicht mal, wie man die Musik da nennt, macht nichts, damit kann ich ja das erste Gespräch anfangen, Woltersheim, Zeit schinden, Zeit schinden, klingeln, nein, besser klopfen, und schon geht die Tür auf ...

Eine Frau steht im Türrahmen. Sie kennt Woltersheim nicht, und er kennt sie auch nicht, und so kommt nicht mal ein "Hallo" über ihre Lippen. Im halbleeren Flur stürmt ihm Sven entgegen.

Sven, den kannst du doch nicht ausstehen Woltersheim, hast du eigentlich ein Geschenk dabei?

"Hallo Sven, einen schönen Geburtstag."

"Danke, und?"

Sven wirft einen Blick auf Woltersheims Hände und fragt ganz ungeniert, ob er denn kein Geschenk dabei habe, vorzugsweise was zu trinken, nein.

Cool Jens, nö, vielleicht bringt Babsi was mit, und ab in die Küche, soll er mich doch hassen. Brechend voll ist die Küche, Woltersheim, merkst du denn nicht, daß sich wirklich niemand freut, dich zu sehen, egal, mal sehen was es zu fressen gibt, Negerküsse, Weißbrot, Tütenkäse, Chips und Brezel - stammt Sven eigentlich aus Süddeutschland? - und grüner Wackelpudding in einer Riesenschüssel, ein Blödmann füllt mit einer großen Kelle Götter -

speise in ein Schälchen und schüttet aus einem Krug warme Vanil - lesauce drüber. Woltersheim, du schaust sehr genau hin, Jens, das stinkt ja fürchterlich, heiße Milch, wenn ich wirklich etwas hasse auf dieser Welt, dann ist das der Gestank von warmer, verbrutzel - ter Milch mit Haut drauf. Aus der Haut werden Fäden, Woltersheim, du mußt es ja nicht essen, aber der Blödmann hat nichts besseres zu tun, als mir das Schälchen unter die Nase zu hal - ten. Na? Du guckst so hungrig, willste auch was? Jens, gleich mußt du kotzen. Stinkt wie Erbrochenes! Woltersheim, du bist hysterisch. Woltersheim, wechsel' doch einfach den Raum. Die heiße Milch schlingert wie ein Haufen Würmer, der süßliche Geruch von Vanil - le, Jens stech' ihn doch ab. Jens sag doch was, die Milch zieht wirk - lich Fäden, Jens sag doch was, es ist Haut, tote Ekelhaut. Jens gib's ihm. "In Vietnam hätten sie dich sofort einen Kopf kürzer gemacht." *Ohne hinzusehen* – "Was soll das, ich hab dir doch nichts getan."- *Jens, Woltersheim, ruhig Blut, verrat nicht zuviel von dir, wär' der Typ ein Amerikaner in Vietnam, wär' er ein toter Laktat-Ami. Jens, dir ist wirklich schlecht. Ich sollte jetzt eigentlich eine von den Milchmasthühnern beleidigen, wie die schon ausse - hen, wie die ihre Titten vor sich herführen.* "Na Mädel, hast gefurzt?" *Wenn du so weiterredest, Jens, dann redet keiner mehr mit mir.*

"Jens, hey was hast du gerade gesagt?"

"Ach, Babsi, du bist auch schon da."

Babsi hat auch Titten, hoffentlich bringt sie mich bald hier weg. Woltersheim, paß auf, Babsi bewegt ihre Lippen, sieht aus, als ob sie was sagt, streng dich an, dann kannst du es hören.

"Jens, du bist nicht ganz richtig im Kopf, da hat sich bei dir ganz schön was aufgestaut. Männer wie du können ihre Gefühle nicht ausleben. Du bist nicht mehr ganz gar, ehrlich. Du bist so verschlossen. Was ist bloß los mit dir ..."

"Besser, ich lebe meine Gefühle nicht aus, denn sonst gibt es einen neuen Krieg."

Ich habe mich doch klar ausgedrückt, oder ist die Musik so laut? Nein, du hättest netter sein müssen, sie bringt dich jetzt nicht mehr nach Hause, sie will es jetzt genau wissen. Babsi, hör auf, deine Lippen zu bewegen, das sieht nicht gut aus, zu spitz und trocken

an den Rändern und der rote Lippenstift zieht die Faltenkanäle hoch. Bitte ... bitte, sag' jetzt nichts.

Jens kriegt echt nichts mehr mit, dachte Babsi, ich möchte echt nicht wissen, was der momentan für Gedanken hat, unglaublich, was in dem abgeht. Er hat nicht einmal mitbekommen, daß ich über zwei Stunden zu spät bin.

Babsi war nämlich viel länger als geplant bei dem Wirtschaftsjournalisten Derek Charhadi geblieben. Charhadi hatte sich als ein sehr angenehmer Gesprächspartner, kultiviert und äußerst zuvorkommend, entpuppt. Außerdem hatte er ein appetitliches Essen zubereitet. Als Vorspeise gab es zwar nur Couscous aus der Dose, aber er hatte es phantastisch verstanden, die minderwertige Qualität mit teuer importierten halbgetrockneten asiatischen Gewürzen aufzupeppen. Der Lendenbraten, den er dann als Hauptspeise servierte, war gut abgehangen und ließ absolut nichts zu wünschen übrig. Aphrodisierend, dachte Babsi. Sie lehnte sich zurück und ließ noch einmal den Verlauf des Abends Revue passieren.

Während des Essens hatte man sich noch zwanglos über Kunst und Musik unterhalten, aber spätestens beim Mocca, wollte Babsi endlich ihr breit gefächertes Interessengebiet demonstrieren. Nicht umsonst war sie lange genug Künstlerin und Bardame gewesen. Die Frage nach der Existenz einer Organisation auf dem ehemaligen KZ Oranienburg-Gelände hatte sie dem Journalisten bereits vor zwei Tagen kurz am Telefon gestellt.

"Wissen sie, ich bin wirklich befangen, wenn ich mit Spezialisten über wirtschaftliche Dinge reden soll", entschuldigt sie sich, "aber glauben Sie nicht, daß es Leute gibt, die einen fähigen Apparat aufbauen könnten, das heißt einen subversiven, äh, jetzt muß ich echt rumstümpern ..."

Derek Charhadis prompte Antwort ließ jedoch ihre Befangenheit verfliegen.

"Meinen Sie im Ernst, daß Ihnen die Sache irgendwer abkauft. Da hat sich doch jemand einen dummen Scherz mit Ihnen erlaubt. Wer hat sich das eigentlich ausgedacht, ich meine diesen ganzen Kram mit dem KZ Oranienburg, mit

einer Organisation? Wollen Sie wirklich riskieren, von durchgeknallten Klein-Mafiosis gekillt zu werden? Oder haben Sie gedacht, daß Sie um den Kontakt mit Kriminellen herumkommen?"

Babsi wurde schwindlig. Sie mußte Haltung bewahren. Sie bat Charhadi um einen Schluck Wodka. Wodka war gut für ihre Nerven.

Charhadi war sensibel genug, weiterzureden und einer peinlichen Situation keinen Raum zu lassen.

"Ich weiß, ich bin arrogant, das zu sagen war hart von mir. Aber wissen Sie, so einen Mist kann ich mir nicht reinziehen. Wenn man sich Freiräume schaffen will in der Welt, sollte man andere Dinge versuchen. Das, was Sie mir da erzählen, kommt meistens von irgendwelchen Psychos. Entschuldigen Sie bitte, aber ich kann mir kaum vorstellen, daß die Idee von Ihnen kommt."

Babsi, wieder gesprächsbereit, entgegnete: "Ein Ami. In meiner Bar. Der hatte uns ein Tape vorgespielt. Ich habe ihn nie wieder gesehen."

"Typisch. Er hat irgendwelche Verschwörungstheorien vom Stapel gelassen, typisch amerikanisch, und hat sich dann verpisst, echt typisch."

Derart aufgebracht, mit den großen braunen Augen, den tiefen Stirnfalten und dem wütenden Gesichtsausdruck hatte Derek Charhadi etwas anziehendes an sich. Die dicken pechschwarzen Locken, die seinen kahlen Schädel umkranzten, erinnerten Babsi an eine Puppe, die sie als Kind oft stundenlang gekämmt hatte.

Babsi erklärte, nun wieder völlig gefasst: "Nein, nein ganz so war es nicht. Ich kann es mir nicht erklären, aber ich habe den Eindruck, daß mein Freund Jens, also ich habe den ganz starken Verdacht, daß dem Ami etwas zugestoßen ist, und Jens damit was zu tun hat."

"Tut mir leid, aber ich bin erst recht kein Kriminalbeamter." Der Journalist schien ziemlich sauer zu sein. Babsi mochte das. Ein ehrlicher Typ. Sympathisch.

"Sie haben auf eine gewisse Weise recht." Babsi versuchte es

beschwichtigend. "Ich glaube, ich habe durch diese ganze Sache einen Knacks wegbekommen. Der Ami geht mir nicht mehr aus dem Kopf, und dabei muß wohl das, was ich von seiner Idee mitbekommen habe, zu einer fixen Idee geworden sein. So wie beim Fernsehen oder in Filmen, wenn immer nur kurz ein Satz oder ein Wort eingeblendet wird und man gar nicht merkt, daß man das liest und nachher geht man hin und bringt jemanden um."

"Vergessen sie es einfach. Vergessen sie den ganzen Mist. Es ist Mist, nee wirklich."

Babsi war nicht überzeugt, aber es hatte keinen Sinn, mit dem zornigen Herrn weiter über dieses Thema zu sprechen.

"O.K., reden wir lieber über etwas anderes", sagte sie. Charhadi zeigte sich flexibel. Er bot ihr ein weiteres Glas Wodka mit einem Schuß Grenadine an und schlug vor, es sich auf dem Cordsofa bequem zu machen. Über dem Heimtrainer neben dem Sofa hing ein Gemälde, das in der Art der naiven Malerei Hassan-i-Sabbah und Arthur Rimbaud beim Liebesspiel darstellen sollte - jedenfalls war das Babsis Vermutung. Gut, also warum nicht eine niedrige Gangart einlegen? Warum nicht relaxen und einmal nicht über Geschäfte und chronischen Geldmangel reden? Sie fühlte sich sehr wohl in der Gegenwart dieses temperamentvollen Mannes, der sich etwas Kindhaftes bewahrt hatte. Er erschien trotz seiner Weltgewandheit wie ein bockiger Teenager. Sein schlanker Körperbau konnte diesen Eindruck nur bestätigen. Babsi mochte das.

"Soll ich einen Song abrufen? Haben Sie einen bestimmten Wunsch?", fragte er. Das Cordsofa war bequem, es roch angenehm-süßlich. Rosenwasser, tippte Babsi. "Ach nein, lassen Sie nur. In meiner Bar bekomme ich jede Nacht die volle Dröhnung." Hatte sie was falsches gesagt? Er schaute sie an, als ob er irgendetwas von ihr erfahren wollte, von dem sie selber nicht wußte, was es war. Unvermittelt grinste er. Ein herzliches Grinsen. "Ich bin grob gewesen, ich weiß", sagte Charhadi, wieder ernster dreinblickend.

"Ich glaube, ich brauch das manchmal", sagte Babsi. Es war ihr herausgerutscht. Sie nahm an, sehr leicht durchschaubar zu

sein. Das passierte ihr eigentlich selten.

"Dein Gesicht sagt vieles, es ist sehr offen."

Charhadi schaute ihr geradewegs in die Augen. Ein Bastard, dieser Kerl. Babsi fühlte die Hitze in sich aufsteigen. Jetzt wurde es spannend. Charhadi sprach weiter.

"Dein Gesicht sagt mir, daß ich dein Gesicht mag ..."

Beide lachten. Da stand dort mitten im Raum dieser Mann, ihr unvermindert geradewegs in die Augen schauend und war so ungeniert, ein so niedliches, kindliches Kompliment zu machen. Babsi beschloß, nichts mehr zu sagen, sie beschloß, ab jetzt alles der Körpersprache zu überlassen. Sie wollte jede Minute voll auskosten.

Die Zeit stand still. Fast still. Nichteinmal ein intensives Gespräch kann solchen Momenten wie diesen standhalten. Niemals.

Irgendwann nach vielen Lichtjahren hatte sie leise in den Raum hineingerufen: "Komm ...".

Alles war vollkommen unverklemmt verlaufen. Sie hatte mit diesem Mann die schönsten Stunden seit langem verbracht.

Was hatte sie schon von Jens?

Während sie Woltersheim auf dem Nachhauseweg im Taxi so betrachtete, fiel ihr auf, daß er auch ohne sie seine Depressionen pflegen würde, schlimmer konnte es nicht mehr werden. "Wie werde ich den wieder los?" fragte sie sich. Und über eines war sie sich klar geworden, daß sie mehr Zeit mit diesem Journalisten verbringen würde. Es war eine sehr nette Art der Zerstreuung, und genau das hatte sie seit langem gebraucht. Über das Vereinskonzept u.s.w. würde sie vielleicht noch mal mit Charhadi reden wollen. Es war aber nicht mehr ganz so wichtig.

Kapitel 37

Das Auge findet Vergnügen an der Verwahrlosung.
Persönlichen Ausdruck findet man in der Verdinglichung.
Der Alltag und die Langeweile der Stadt sind erregend.
Irgendeine Idee, die man hat, zündet, dann arbeitet man sich daran ab. Wenn die Idee sich trägt, lebt man, unter Umständen, davon für immer.
Man zelebriert die Langeweile.
Man halluziniert den Alltag. Man braucht keinen Antrieb.
Man halluziniert den fortlaufenden Rhythmus.

Vera riß die Seiten aus dem Notizblock heraus. Inzwischen war das für sie nur noch pubertärer Quatsch, der vielleicht ihren alten Freunden von *Interncopy* als larmoyante Abendunterhaltung gedient hätte. Stundenlange Diskussionen, und der Alkohol hätte das übrige getan.

Alles, was Vera nicht wollte, war, in der Vergangenheit zu leben.

Nachdem sie bei Babsi gekündigt hatte, gab es plötzlich keinen Termindruck mehr. Vera glaubte, unendlich viel Zeit zu haben. Ein Tag erschien ihr unendlich lang. Meistens sah sie fern oder lag auf ihrem Bett und dachte nach. In einer Welt, in der jeder immer beschäftigt sein mußte, konnte eine solche Situation in den Selbstmord führen, überlegte sie. Vera war sich darüber im klaren, daß ihre Gedanken nur um Hirngespinste kreisten. Eigentlich war sie schon immer in der Lage gewesen, ihre Gedanken zu steuern, sie zur Unterhaltung zu benutzen ohne in Depressionen zu verfallen. Doch langsam wurde sie sich selber lästig. Vera brauchte Spaß, den ständigen Kick - in dieser Hinsicht war keine weitere Selbstreflexion nötig.

In letzter Zeit betrachtete sie sich fast jeden Abend im Spiegel; vielleicht, um sich sicher zu sein, daß ein Körper nicht nur ein Fetisch war, sondern eine Hülle aus Fleisch und Haut mit unzähligen Funktionen, der Abnutzung oft schutzlos ausgelie-

fert. Ihr Hautausschlag, der früher nur ein Juckreiz war, hatte sich von den Oberschenkeln weiter ausgebreitet. Die Pusteln unter den nachgewachsenen Schamhaaren sahen wie kranke Marienkäfer aus. Sie legte den Handspiegel auf das kleine Resopaltischchen, auf dem ihre Schminkutensilien lagen und zog sich einen Kittel über. Enganliegende Kleidung hätte den Juckreiz nur verstärkt.

Sie sollte wirklich ein neues Video produzieren, ein dreiviertelstundenlanges Masturbations-Video. Ganz nach dem Geschmack eines Bruno Berlin. Vera malte sich eine völlig unerotische Dreiviertelstunde aus:

Eine dreiviertel Stunde ihre Hände an der gequält aussehenden Schamgegend, an den blaßrosafarbenen Zitzen. Dann ein schlecht gespielter oder auch echter Orgasmus, und vielleicht würden beim Höhepunkt ein oder zwei der Pusteln aufplatzen.

Ein Wichsvideo für den Wichser, unorginell und spaßfrei wie eine lästige Notwendigkeit. Das wärs doch, dachte sie.

Es half nichts, sie mußte ins nächste Krankenhaus, die acht Stunden Wartezeit in Kauf nehmen. Genügend Geld hatte sie ja, um Medikamente zu kaufen. Dabei hatte sie vielmehr Lust, in einen See zu springen ein bißchen zu schwimmen und dann ein Stück Fleisch zu essen.

Acht Stunden in einem Raum, acht Stunden sich die Beine in den Bauch stehen und beobachten, wie sich nach den Stunden gemeinsamer Wartezeit Gespräche zwischen den Patienten anbahnten.

Gespräche? Nein, Monologe waren es. Ein Mensch redete von sich, über sich, andere zeigten Anteilnahme und taten so, als ob sie zuhören würden, dann war einer der anderen dran und fing zu reden an. Meistens sprach man darüber, was man gesehen und was man gehört hatte. Und dann redete man darüber, welchen Wert es hatte, das, was man gesehen und gehört hatte. Dabei schien es vollkommen egal zu sein, ob die Redner sich bereits kannten oder nicht, der Unterschied war nicht sonderlich groß.

Damit sie vor lauter Langeweile die Pusteln nicht noch bluti-

ger kratzte, mußte sie sich ablenken, denn bis zur Behandlung würde es noch ewig dauern.

Ihr fiel das Büchlein mit dem seltsamen Titel ein, das sie vor kurzem gekauft hatte. Sie kramte es aus dem Handköfferchen hervor und setzte sich im Schneidersitz neben die Heizung des stickigen Wartezimmers.

Gibt es Tesaband?

Beim kurzen Überfliegen von *Bruchs* Gedichten freute sich Vera über den guten Griff, den sie beim Kauf des Buches getan hatte. *Bruch* war ein paranoider Witzbold, der wahrscheinlich, bevor er verrückt geworden war, eher zu den langweiligen Charaktern gezählt hatte. Baumanns Kirchenklinik war wahrscheinlich das Beste, was ihm passieren konnte.

Die Behandlung war den Verhältnissen entsprechend gründlich gewesen, und Vera hatte gleich eine Packung Tabletten mitnehmen können.

Zuhause, nachdem sie gegessen hatte (sie versuchte jetzt frische Lebensmittel in ihren Speiseplan aufzunehmen, ihre finanzielle Lage machte es möglich), setzte sie sich mit einer Zigarette und einem Glas Wodka mit Limonensirup auf die Luftmatratze und begann in der Zeitung vom Vortag zu blättern.

BÜRGERWEHREN GEGEN PRAWDA - ZECKEN

Hundebesitzer bilden Schutzgruppen.

Übergriffe gegen Prawda - Zecken häufen sich.

Berlin. Ein Gespenst schwebt über der Stadt, die Rede ist von den Prawda- Zecken, dieser nicht organisierten Jugendbewegung, die willkürlich und sinnlos entsetzliche Greueltaten an den Hun - den dieser Stadt verübt. In verschiedenen Stadtvierteln haben sich jetzt bürgerwehrähnliche Gruppen von Haustierhaltern gebildet, die gemeinsam ihre Hunde ausführen. Vor allem in der Nacht, wenn die Straßen leer sind, wird zu fest verabredeten Zeiten "Gassi" gegangen. In Grüppchen von bis zu zehn Personen mit Hunden wird eine fest verabredete Route gelaufen, auf denen neue

Hunde abgeholt, andere wieder abgegeben werden. Vor allem in den einfachen Wohngegenden der Innenstadt, die ohnehin über keine Eigenheimviertel mit Gärten verfügen, ergeben sich so ganz neue Arten der Begegnung unter den Bürgern. Herr Fritz Kalusch - ke aus Wedding, Initiator einer "Gassi Gruppe" in der Bornemann - strasse, sagte zu unserem Mitarbeiter: "Durch diese schrecklichen Taten haben sich die Leute in unserem Haus endlich kennenge - lernt. Das ist so eine Art der Solidarität, die ist super. Ab und zu gehen wir auch gemeinsam einen trinken. Wenn uns mal eine von diesen Zecken über den Weg läuft, dann setzt es was."

Doch genau hier liegt das Problem. Diese "neue Kraft der Wohnviertel" hat dazu geführt, daß in den letzten 48 Stunden Po - lizeiangaben zufolge 253 gewaltsame Übergriffe auf Jugendliche ge - meldet wurden. Die Dunkelziffer könnte weitaus höher liegen. Bei den uns bekannten Fällen handelt es sich fast ausschließlich um oft schwer verletzte Jugendliche, die zur Behandlung in die Notauf - nahme der Berliner Krankenhäuser eingeliefert wurden. Der Presse - sprecher der Polizei in einem Interview:

"Jeder Straftat in dieser Stadt wird nachgegangen. Wenn sich Bürgergruppen bilden, ist dagegen nichts einzuwenden, solange das Gewaltmonopol nicht in Frage gestellt wird. Wenn ein Bürger ver - dächtige Personen beobachtet, sollte er sofort die Polizei benachrich - tigen. Jeder Anflug von Selbstjustiz wird unnachgiebig verfolgt. Die Polizei schützt alle Bürger. Wir haben die Situation unter Kontrol - le. Es werden vermehrt Streifen eingesetzt. Ferner möchte ich dar - auf hinweisen, daß wir demnächst eine Plakat-Kampagne durch - führen werden, die für mehr Toleranz unter den Bürgern werben soll."

Laut übereinstimmenden Gutachten von Psychologen und Ge - sellschaftswissenschaftlern handelt es sich beim "Prawda-Zecken"- Phänomen um keine in sich geschlossenene, klar definierte Gruppe von Jugendlichen. Es erscheint vielmehr so, als ob diese Personen unabgesprochen und unbewußt Ähnliches denken und tun. Rädels - führer oder dergleichen scheint es nicht zu geben. Bei diesen völlig illusionslosen Außenseitern der Gesellschaft geschieht laut Aussage des Verfassungsschutzes, der sich hier auf das Gutachten eines be - kannten Psychologen beruft, "alles unbewußt:"sie stehen für nichts,

sehen sich als Abfall der Gesellschaft und haben kein Bedürfnis, dieses zu artikulieren."

Führende Politiker aller Parteien haben sich unterdessen für ein Sonderprogramm zur Resozialisierung der Prawda-Zecken ausgesprochen. Geschlossene Wohngemeinschaften und Heime sollen zunächst...

Vera legte die Zeitung beiseite. Sie hatte eine Idee.

Die Energie der Prawda-Zecken verpuffte völlig sinnlos. So eine Truppe brauchte doch eine Identifikationsfigur. Jemanden, der kryptische Weisheiten von sich gab, die alles und nichts bedeuten konnten.

Bruch!

Bruch muß her, lachte sie, das ist eine Superidee!

Bruch als der König Ubu der Prawda-Zecken. Der Johannes Baader der brutalen Hundemörder. Welch ein Spaß!

Sie brauchte sich nur ein paar Zecken zu krallen, sie etwas durchzufüttern und schließlich, wenn sie willig waren, die Befreiung von *Bruch* zu organisieren und natürlich die ganze Aktion per Handkamera mitzufilmen. Egal, was dabei herauskommen würde, ob nun die Prawdas wirklich *Bruch* befreiten oder man die Prawdas in die Psychiatrie steckte, auf jeden Fall war das ein verkaufbares Dokument.

Das Leben war verdammt einfach.

Kapitel 38

Babsi stach mit dem Strohhalm kleine Krater in den weißen Schaum auf ihrem Café Latte. Die Zeit auf der Kuckucksuhr hinter dem Tresen konnte sie nicht erkennen. Sie war sich jedoch sicher, daß mindestens eine halbe Stunde vergangen war, seit sie das kleine Café hinter den Bahngleisen betreten hatte. Neben Babsi auf dem Tisch lag ein buntes Magazin, in dem

Bilder und Schrift ineinander zu verschmelzen schienen. Sehr anstrengend für ein Augenpaar, das sich ohne Unterbrechung einundzwanzig Stunden wach gehalten hatte. Einundzwanzig Stunden, in denen alle Sinne einander zugearbeitet hatten und kein Organ sich seinem eigenen Vergnügen hingeben konnte. Die Augen hatten den Händen bei der Arbeit zugesehen und aufgepasst, daß nichts daneben ging. Sie hatten Gesichter registriert, um dem richtigen Gesicht das richtige Getränk vorzusetzen oder Krawatten registriert, um der richtigen Krawatte das richtige Getränk vorzusetzen. Selbst jetzt, wenn sie die Augen schloß, sah sie ein Kaleidoskop von Autotüren, Gummibändern, Vorhängen, Gesichtern, Kippen, Aschenbechern, Saftflecken, Krawatten, Bärten, Schuhen, Fenstern, Kuchen, Servietten, Pickeln, Knöpfen, Lippenstiften, Schatten, Qualm...

"Wartest Du schon lange?"

"Oh, hallo. Nein." Babsi blickte in das frisch rasierte Gesicht von Derek Charhadi. "Das heißt, wahrscheinlich nicht, ich habe keine Uhr, ich bin direkt von der Arbeit hierher gekommen."

"Ich habe auch nicht geschlafen. Letzte Nacht war ich bei so einem Künstler, der sagt, daß er kein Künstler ist, ha, ha, in seiner Schrottgalerie, ein Laden eigentlich. Wir haben tierisch viel Bier getrunken. Normalerweise werde ich von Bier immer total müde, aber gestern muß wohl Vollmond gewesen sein. Wenn ich daran denke, kriege ich Durst. Was trinkt man in so einem Fall am besten?"

"Dafür siehst du aber ganz schön aus dem Ei gepellt aus. Was man von mir bestimmt nicht sagen kann", stellte Babsi fest.

"Das liegt nur daran, daß ich viel esse. Wenn man ein bißchen dick ist, spannt sich die Haut besser und man wirkt immer etwas wie ein wohlgenährtes, gestriegeltes Schweinchen in Menschenkleidung."

Babsi mußte kichern. "Ich finde aber gar nicht, daß du wie ein Schwein aussiehst."

"Nein, das sage ich auch nur so. Das Aussehen gehört zu meinem Lebensprogramm. Andere würden vielleicht sagen

Prinzip, aber das wäre zu dogmatisch. Seit ich aus London weg bin, habe ich, versucht mich zu ändern. Im Gegensatz zu früher, lehne ich alles ab, was alt ist, aber nur für mich selbst."

"Was soll das heißen?" fragte Babsi amüsiert.

"Ja, der ganze Muff, das Ansammeln von Kram mit Geschichte. Immer wenn eine Tasse kaputtgeht, freue ich mich zum Beispiel. Oder Kleidung: Die muß bei mir jetzt immer ganz neu sein und auch so aussehen."

"Mir ist sowas völlig egal, nur alte Lappen kann ich nicht leiden, konnte ich noch nie und manchmal verfolgt mich sogar ihr Geruch. Dann hatte ich vielleicht gerade irgendwo einen alten Lappen in der Hand gehalten und mir dann an die Nase gefasst und Zack! der ganze Tag riecht nach alten Lappen."

"Das kenne ich! Mir geht es so mit Pisse. Ich kann Männer nicht ausstehen, die immer überall hinpissen. Wie Hunde! Und Hunde kann ich auch nicht leiden. Besonders im Sommer. Da tropfen die immer so aus der Schnauze, ekelhaft!" "

Hör auf, mir wird schlecht", sagte Babsi, "komm, lass uns gehen, oder hast Du keine Lust mehr?"

"Doch natürlich, deshalb bin ich doch hier, Barbarella!"

"Oh Barbarella, das klingt schön, während ich den Namen Derek überhaupt nicht schön finde, erinnert mich an diese Fernsehsendung mit dem häßlichen Schauspieler."

"Dann nenn mich doch Dreck, das klingt wilder und entspricht auch mehr meiner Natur", sagte Derek und fletschte die Zähne.

"Sehr lustig, ich dachte immer, du hast was gegen Vorurteile, daß Araber wild sind und solche Sachen."

"Na und? Darf ich jetzt nicht mehr wild sein, weil das vielleicht zufällig einem Vorurteil entspricht? Dann ist es eben der Engländer in mir, der wild ist, wenn dir das besser gefällt."

"So habe ich das gar nicht gemeint, Derek. Komm, lass uns die Sache mit dem Schreibtisch schnell hinter uns bringen, damit wir danach etwas Entspannendes tun können."

Babsi nahm Dereks Hand und zog ihn mit sich zur Tür hinaus. Auf der Straße kramte sie in ihrer durchsichtigen Plastiktasche nach der Sonnenbrille mit den blauen Gläsern. Die warme

Frühlingsluft und das pastellfarbene Licht ließ sie an Sonntage ihrer Kindheit denken. Sie gab Derek einen Kuß und strahlte ihn an wie eine junge Braut, die gerade das Standesamt verlassen hatte.

Derek verspürte ein ungenaues Gefühl der Freude. Frauen wie Babsi gab es viele. Sie suchten einen starken Mann und konnten ihn nicht finden, weil es ihn nicht gab. Ein starker Mann, das war völliger Quatsch, ein Mißverständnis, das alle nur quälte, die es nicht als solches erkannten. Auf keinen Fall wollte er, Derek Charhadi, Babsis Märchenprinz sein. Genau das war es. Einen Märchenprinz wollte sie, einen Tausend- und-eine-Nacht-Märchenprinzen mit dem Benehmen eines englischen Gentleman. Trotzdem freute er sich, daß diese Frau ein so kindliches Gemüt haben konnte.

"Derek, weißt du, was ich neulich geträumt habe?"

"Was denn?" Sie überquerten gerade eine der belebtesten Straßen des Bahnhofsviertels. Es war laut, staubig und stank nach Abgasen. Obwohl Derek jetzt nicht nach Traumerzählungen zumute war, versuchte er interessiert zu wirken.

"Es war in einer psychiatrischen Anstalt, dort war ein junger Mann, den ich kannte, nein, daß heißt, er stellte eher eine Mischung aus mir bekannten Personen dar."

"Das ist ganz typisch für Träume", sagte Derek.

"Ich weiß, aber es geht ja noch weiter. Also er sollte mit einer blonden Frau Kinder zeugen, nein, eigentlich züchten. Ich fühlte mich die ganze Zeit schlecht, weil ich nichts richtig sehen konnte und auch nur dumpf vor mich hindenken konnte. Alle Leute, die dort arbeiteten, kannte ich, aber es gibt sie natürlich nicht im wirklichen Leben. Ich entschloß mich zu fliehen. Ach ja, einige Patienten waren mit den Pflegern verbündet. Ich sollte übrigens auch Kinder züchten, wollte es aber nicht, was merkwürdigerweise akzeptiert wurde. Neben mir stand plötzlich ein Mischmensch, der riß mich zu Boden. Ich flüsterte ihm zu, daß ich fliehen wollte, und er sagte, daß er erstmal meine Handschellen öffnen müßte. Er öffnete sie so problemlos, daß ich dachte, daß ich das doch auch gekonnt hätte. Nur war mir bis dahin gar nicht aufgefallen, daß ich überhaupt Handschel-

len trug. Wir verließen den Raum, rannten über ein Feld und sprangen über mehrere Mauern, die aus Pappe waren. Ich konnte sogar wie ein echter Hochspringer über mannshohe Mauern springen. Als alles überwunden war mußte ich überlegen, ob ich das auch alleine geschafft hatte.

"Als ich einmal Angst hatte."

"Was?"

"Als ich einmal Angst hatte, ein Schulaufsatz für die siebte Klasse."

"Du bist gemein, Derek. Das ist kein Angsttraum."

"Was soll es dann sein? Im Grunde sind alle Träume nur Angstträume. Du träumst, daß man etwas von dir verlangt, was du nicht willst und als du dich dagegen wehrst, wunderst du dich, daß du Erfolg hast. Du hast also Angst vor deiner eigenen Courage. Außerdem willst du alles immer nur alleine schaffen, oberflächlich besehen, deshalb ärgert es dich, daß dir jemand bei deiner Flucht, hilft."

"Nicht schlecht. Ich wußte, daß der Traum etwas zu bedeuten hatte", erwiderte Babsi. "Warum muß man überhaupt immer alles alleine machen?"

"Lass uns ein anderes Mal darüber reden. Ich habe jetzt keine Lust zu philosophieren."

In diesem Moment erreichten sie den neuen Kaufhauskomplex *Egypt*. Derek Charhadi hatte an dem Marketing-Konzept des Einkaufstempels mitgewirkt. Die gesamte Anlage befand sich auf einer künstlichen Insel inmitten der Spree. Das Kaufhausprojekt sollte ursprünglich *Philae* heißen, nach einer Tempelanlage in Nubien, die 1902 vom ersten Assuan-Staudamm unter Wasser gesetzt und später Stein für Stein auf der etwas kleineren Insel Agilka in sicherer Höhe über dem Nil-Wasserstand neu errichtet wurde. Der Name *Egypt* war jedoch wesentlich eingängiger für europäische Ohren. In das Projekt Einkaufstempel war soviel Kapital gelenkt worden, wie niemals zuvor in ein Kaufhaus investiert wurde. Nur mit Hilfe von eigens aus Ägypten importierten Feluken war die Insel für Kunden zu erreichen. Die prächtigen Boote, die eher venezianischen Gondeln glichen, wurden von gutaussehenden dunkelhäutigen

Männern gelenkt, denen jede Unterhaltung mit den Fahrgästen verboten war.

"Das kann unmöglich dein Ernst sein, Derek."

Babsi holte tief Luft, blies sie mit voll aufgeplusterten Wangen wieder aus und schob die Sonnenbrille auf die Stirn, um Charhadis Blick einzufangen.

"Mein Ernst sein? Es ist eine Schmach, oder wie das heißt. Zum Glück bin ich nicht der Typ, der über Sachen nicht hinwegkommt. Außerdem sollen die Boote schon nächsten Monat durch was anderes ersetzt werden."

"Und durch was, wenn ich fragen darf? Vielleicht durch Rettungschwimmer, die die Kunden durchs Wasser zerren, oder engagiert ihr vielleicht die Reinkarnation des heiligen Christopherus, der dann gleich mehrere Familien samt Einkaufstaschen auf seinen Schultern durch die Fluten trägt?'

"Keine schlechte Idee, Babsi. Ich glaube, daß ich dich unbedingt mal unserem Kreativ-Manager vorstellen sollte." Derek verzog den Mund, packte Babsi und trug sie über den Bootssteg zu einer der wartenden Feluken. Dort ließ er sie abrupt fallen, so daß das Boot, das sie gerade betreten hatten, ins Schwanken geriet. Eigentlich hatte sich Babsi mit Derek verabredet, um einen Schreibtisch zu kaufen. Es sollte etwas Repräsentatives sein. Sie fand die achtziger Jahre todkomisch und hatte vor, sich ihr Büro im Stil von Goebbels' Arbeitszimmer einzurichten. Brauner Schreibtisch, türkisfarbene Tapeten mit Gold abgesetzt und das obligatorische Mark-Spitz-Poster an der Wand.

"Nimm doch einen ägyptischen Schreibtisch mit Gold und Isisfiguren an den Ecken" hatte Derek vorgeschlagen, "und als Sofa einen längshalbierten Sarkophag auf Pferdefüßen mit kleinen lila Cocktailkissen ausgelegt, etwa so wie das Badewannensofa von Holly Golightly in dem Film *Frühstück bei Tiffany*."

Im Grunde interessierte sich Derek überhaupt nicht für die Einrichtung von Wohnungen oder kleineren Büroräumen. Seine Ideen konnten erst reifen, wenn es um größere Dimensionen ging. Trotz seiner eigenen, eher spartanischen Lebensweise war er ein begeisterter Anhänger des Protzigen und Prunkvollen, wenn es um seine Arbeit ging. Das Monumentale und Feu-

dale faszinierte ihn gleichermaßen, wie die Utopien der Architekten der Zwanziger Jahre, besonders die der Mitglieder des Arbeitsrats für Kunst. Beim Projekt *Egypt* konnte er dank des gigantischen Etats, der ihm zur Verfügung stand, seine sämtlichen Phantasien verwirklichen. Ein Umstand, der ihn einerseits berauschte, ihn jedoch andererseits zu Selbstzweifeln trieb, so daß er sich oft die Frage stellte, ob seine Phantasmagorie nicht nur eine riesiges Monument mittelmäßiger Klischees sei.

Nach einer Stunde des Auf-und-ab- Flanierens in dem Wirrwarr der Lebensmittelabteilung standen Babsi und Derek vor dem großen Übersichtsplan in der *Egyptian Hall*, einer großen Eingangshalle, von der aus mehrere Fahrstühle und Rolltreppen in die verschieden Abteilungen fuhren. Die Möbelabteilung befand sich im dritten Untergeschoß, in das man mit einem gläsernen Aufzug gelangte, der den Blick auf zwei weitere Untergeschosse freigab, wo sich das gesamte Lager des Kaufhauses befand.

"Wir haben nach einer neuen Art der Transparenz gesucht," sagte Derek, als beide sehr langsam im Aufzug an den Lagerarbeitern von Untergeschoß eins und zwei vorbeifuhren. Die Lagerarbeiter schienen gerade Pause zu machen. So weit man sehen konnte, saßen sie alle in kleinen Gruppen kartenspielend auf Kartons von Haeberlein-Maetzgers Nürnberger Lebkuchen. Jede Etage war in drei konzentrische Ringe unterteilt. Ein äußerer Rundgang, der den Blick nach draußen freigab, ein mittlerer Ring, in dem sich jeweils die Verkaufsräume befanden und schließlich ein Kreis im Herz des Ganzen, für die Entspannung und Nahrungsaufnahme bestimmt. Babsi ergriff Dereks Hand, als beide das dritte Untergeschoß betraten. Die gläsernen Fahrstühle hielten direkt an der Peripherie der Möbelabteilung, die von einem durchsichtig schimmernden Ring gesäumt wurde, der den Blick auf die Unterwasserwelt der Spree freigab. Um eine ähnlich anmutende Atmosphäre wie in der Geschichte von Käptn' Nemo zu schaffen, hatte Derek schillernde Fantasie-Fische anfertigen lassen, die nun das Rund der Möbelabteilung gemächlich umkreisten, und durch einen Zufallsmechanismus gesteuert, dann und wann ihren stummen smaragdfarbenen

Blick ins Innere lenkten, um schließlich von einem, sanfte Wellenbewegungen erzeugenden Schlag des Fischschwanzes getrieben, ihre nicht enden wollende Bahn wieder aufzunehmen.

"Ich habe keine Lust mehr, etwas zu kaufen," sagte Babsi.

"Wie du willst. Dann laß uns etwas trinken. Die Bar in dieser Etage ist übrigens ausgezeichnet."

Der Gang, der von dem äußeren Rundgang direkt zur Bar führte, war vollkommen schwarz und undurchdringlich dunkel. An verschiedenen Punkten waren jedoch Lichtschranken angebracht, die, wenn man sie durchschritt, für eine Sekunde ein Licht aufflackern ließen. Mit dem Effekt, daß jeder, der den Gang durchquerte, sich langsam von Lichtschranke zu Lichtschranke vortasten mußte. An Tagen, an denen das Kaufhaus gut besucht war, konnte man allerdings fast mühelos seinen Weg finden. Babsi fand das alles sehr phantasieanregend und fragte Derek, ob er häufig in Schwulenbars verkehren würde.

"Was hast du nur für eine 08/15 Phantasie. Dieser Gedanke ist doch das Naheliegendste überhaupt. Phantasie gibt es gar nicht. Das ist der Trick. Alle blöden Leute, die glauben, sie hätten Phantasie, die sind..."

"Schön, wie du dich auf einmal aufregen kannst, Derek. Ich dachte schon, du wärst nach diesem ewigen Rumgelatsche gerade im Begriff einzuschlafen. Außerdem hast du recht. Ich sehe es ein, ich sehe es ein, ich sehe es ein..."

Derek küßte Babsi auf den Mund und unterbrach damit ihre büßerische Litanei. Die Dunkelheit umhüllte die beiden. Nur in der weiten Ferne des Ganges flackerte irgendwo ein Licht auf.

Kapitel 39

"Hallooo. Halloo. Jens. Jens. Jens Woltersheim."
"Wer ist da?"

Jens Woltersheim, schweißgebadet.
Wieder diese Stimme. Diese verdammte Stimme. Wo kam sie her?

"Wach auf, Jens. Hörst du mich Jens?'

Wer war da?. Jens konnte die Stimme nicht orten.
Jens wollte endlich wissen, wem sie gehörte, diese Stimme.

"Wer ist das? Wer sind Sie, lassen sie mich endlich zufrieden!"
"Erkennst du mich immer noch nicht Jens? Ich bin's."

Jens richtete sich auf. Das konnte alles nicht wahr sein. Er schaute sich um. Niemand war da außer ihm. Er sprang auf, rannte durch die Wohnung, Küche, Flur, Bad. Niemand da.

"Wer ist ich? Was soll das, verdammt noch mal. Hören Sie doch endlich damit auf!"
"Ich bin gekommen, um dir zu zeigen, daß du und ich jetzt eins sind. Das wolltest du doch, Jens. Nicht wahr?'

Jens schrie. Die Stimme war in ihm. Sie war direkt in seinem Körper. Und sie redete mit ihm. Seine Ohren brannten. Würde er sie jemals wieder loswerden?

"Wie, was. Wir sind eins. Was meinst du damit?'

Um sich zu vergewissern, drehte Jens sich blitzschnell um, ob nicht doch jemand im Raum war. Niemand da. Nur Jens und die Stimme im Ohr.

"Wir haben ein gemeinsames Geheimnis, Jens. Erinnerst du dich. Du weißt genau, was ich meine, Du **Mörder**. Du bist ein **Mörder**, Jens. Wir sind **Mörder**. Und ich habe dich gefunden."

Jens Puls raste.Ja, ja, ja, Jetzt war alles klar. Jens war außer sich.

"Schwab... Schwab... Du Schwein. Jetzt weiß ich, wer Sie sind. Jetzt weiß ich's. Ich weiß'... Du bist Schwab! Du mieses Schwein!."

"Ich habe keinen Namen mehr, Jens. Und du bist nicht mehr du. Ich bin nicht mehr ich, Jens. Du und ich wir sind nun eine Person, Jens. Wir beide sind jetzt Jens."

"Hör auf, hör sofort auf. Das ist doch Wahnsinn. Du bist irre. Irre."

"Irre? Ach, Jens. Sei nicht albern. Wenn ich irre wäre, dann wäre es logisch, daß du genauso irre bist wie ich, Jens."

Jens krümmte sich auf dem Boden und schrie so laut er konnte.

"Weg weg weg weg mit dir. Hau ab."

Jens schreit. Schreit. Schreit.

Licht. Polizei. Polizisten. Jens auf dem Boden.

"Helfen Sie mir, helfen Sie mir."

Kapitel 40

(Flugblatt)

SCHLAGT DIE PRAWDA-ZECKEN TOT!!!

Die miesesten Kreaturen nach Adolf Hitler und Erich Honecker!!Sie haben unsere Lieblinge im Berliner Zoo gefoltert!!!!

Bilder des Grauens!!!!

Aufgeschlitzt!!! Zerschunden und zertreten!!!! Tierkadaver überall!! Überall Blut!!!!

Wir sind sprachlos!!!!!!!

Man darf nicht mehr nur reden!!!!!!!!!!

Es ist jetzt aus!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!

Fast alle Tiere des Zoos sind tot, sie sind qualvoll verendet. Menschen, die keine Menschen sind, sollen nicht wie Menschen behandelt werden. Da können sich die Psychologen und Schönredner drehen und wenden, Berlin hat es satt! DIE PRAWDA-ZECKEN MÜSSEN WEG!!!! Weg mit dem Geschmeiß. JETZT!!! Es ist soweit.

Bewaffnet euch, schließt euch mit Freunden und Verwandten zusammen. Merkt euch: Jede Prawda-Zecke ist eine gefährliche Prawda-Zecke!!

Erhebt euch, denn die da oben lassen uns hängen!!!!!

Die fünf Prawda-Zecken, die jetzt mit Vera in einem der kalten Kellerräume der ehemaligen Friedrichstadt-Passagen im Quartier 206 lebten, waren ziemlich harmlos: unter Zwanzig, verpickelt und unterernährt mit Schläfenhaaren, die zu einem überdimensional langen Scheitel über das ausrasierte Haupthaar gekämmt wurden. Außerdem trugen sie billigste Sanitärkittel

und Jeans, die am Hintern ausgeschnitten waren. Von den ermordeten Tieren im Zoo wußten sie nichts, und hätten sie es gewußt, wäre es ihnen egal gewesen. Es genügte, daß Vera sie mit Billigalkohol und Chop Souey versorgte. Zwischendurch mußten sie Vitamintabletten schlucken. "Ist gut gegen Pickel", hatte Vera gesagt, in der Hoffnung, daß die Zecken wenigstens einen Fünkchen Eitelkeit besaßen. Sie wollte die ganze Bande auf Vordermann bringen und hatte diesen Unterschlupf nur organisiert, damit die Zecken hier ungestört wohnen konnten, bis sie reif für die "*Bruch*-Befreiungsaktion" waren. Rausgehen durften sie nur nachts, damit das Versteck nicht aufflog.

Vera überlegte, daß sie nur noch ein paar dieser Figuren auflesen mußte, dann zur Kirchenklinik, schnell rein und Verwirrung stiften. Der Rest würde sich von selbst regeln.

Es war sehr einfach gewesen, alles nötige über *Bruchs* genauen Aufenthaltsort zu erfahren. Vera hatte sich bei Wolfgang Baumann als Reporterin ausgegeben, die einen Film über *Bruch* machen wollte, und der eitle Baumann hatte ihr daraufhin die Anstalt gezeigt. Sie kannte jetzt *Bruchs* Zimmer und wußte wie man dort am schnellsten hingelangte. Begegnet war sie ihm allerdings bisher nicht. Baumann behandelte ihn offenbar mit äußerster Vorsicht und versuchte, jede unnötige Konfrontation zu vermeiden.

Nach Veras sehr simplen Plan sollten die Prawda-Zecken auf ein Zeichen hin die Eingangspforte der ehemaligen Kirche stürmen, die wenigen Stationswärter überwältigen und die Patienten verängstigen. Das Chaos wäre perfekt. Hauptsache gute Bilder. Das ganze Durcheinander würde ein gutes Video abgeben. Zu dumm, daß man die Zecken kaum kontrollieren konnte, geschweige denn zu einer solchen Tat motivieren. Vera mußte zugeben, daß die Medien Recht hatten. Die Prawda-Zecken waren völlig degeneriert. Sie benahmen sich exakt so, wie man es von verwahrlosten Jugendlichen erwartete. Sie prügelten sich ab und zu ein bißchen und hingen ansonsten teilnahmslos in den sauerstoffarmen, klammen Kellerräumen herum. Die Stümmelsprache der Prawda-Zecken setzte sich aus wenigen

verkauderwelschten Vokabeln und Redewendungen zusammen. Im übrigen interessierten sie sich für nichts und niemanden. Alles schien belanglos, kein Thema war eine Unterhaltung wert. Wenn sie lesen konnten, lasen sie natürlich am liebsten das, was in den Zeitungen über sie geschrieben wurde. Der stereotype Kommentar dazu: "Ja, so voll scheiße sind wir!"

Das war die einzige Art von Witz oder die einzige Artikulation, die Vera bei ihnen aufspüren konnte. Sie langweilte sich mit ihnen. Im Prinzip hatte sie nichts gegen Jugendgangs einzuwenden, die alle anderen nicht mitspielen ließen und sich durch nichts weiter definierten als durch stumpfe Negation. Im Gegenteil, so etwas gefiel ihr. Doch das Zusammensein mit den Prawdas ließ sie geistig völlig ausbrennen. Als Ausgleich versuchte sie es mit dem Querlesen von Wittgenstein und Hegel.

In der darauffolgenden Woche hatte sie es endlich geschafft, dreißig weitere Prawda-Zecken zusammenzurotten. Es war nicht ganz leicht gewesen, eine Waffe zu besorgen, mit der man Baumann in Schach halten konnte. Doch schließlich hatte sie die alten Verbindungen nach Prag wiederbeleben können und sich von dort zwei etwas veraltete, aber noch funktionierende Tesching besorgt. Nun war es an der Zeit, den Schlachtplan auszuhecken. Überraschenderweise zeigte ein Schwulenpärchen, das einzige Pärchen unter den Zecken, ein wenig Energie, als Vera den Psychiatriegrundriß auf dem Boden ausbreitete. Das Pärchen, Egor und Peter, machte Vorschläge, wie vorzugehen sei und die Vorschläge waren gar nicht so dumm. Vera hatte die beiden sonst eigentlich nur ziemlich leidenschaftslos und schlaff aneinander rumfummeln sehen. Sie wollte versuchen, alles klar und deutlich zu konzipieren, um dann Egor und Peter als Zugpferde und Dolmetscher zu benutzen, die den Prawda-Zecken die Taktik in der Prawda-Stümmelsprache erklären konnten. Sicher sein konnte man sich sowieso nicht, daß die anderen wenigstens in groben Zügen verstanden, worum es ging.

Kapitel 41

Vera war mulmig zumute, als sie mit Egor und Peter vor der Kirchenklinik stand. Die anderen Zecken hatten sich hinter Autos, Bauwagen und in Häusereingängen versteckt.

Würden Egor und Peter es schaffen, den anderen Volldeppen früh genug das Zeichen zum Angriff zu geben, und waren diese Schmeißfliegen überhaupt schnell genug? Vera wußte es nicht, denn den Ernstfall hatten sie nicht geprobt. Sie hoffte nur, daß sie die ganze Sache nicht in gravierende Schwierigkeiten bringen würde. Doch jetzt gab kein Zurück mehr. Sie hatte bereits an der Tür geläutet, sich bei der Pförtnerin gemeldet und nach Baumann gefragt, der sich inzwischen schon auf dem Weg zur Pforte befand.

Egor und Peter würden Baumann, sobald er an der Tür erschien, ergreifen und ihm das Tesching an die Brust setzen, die restlichen Kumpels rufen und die Belegschaft zwingen, die Türen offen zu halten, bis alle Zecken drin waren. Wenn das gutging, war alles klar. Es kam also nur auf diese zwanzig Sekunden an.

"Guten Tag, Frau, äh, wie war noch ihr Name?"

Dr. Baumann in voller Lebensgröße. Zwei Wärter in Weiß in seiner Begleitung schienen auf jede Situation gefaßt zu sein. Ein Seitenblick von Vera auf Peter und die beiden Jungs preschten hervor. Egor packte den Arzt, während Peter blitzschnell einen Elektroschläger aus der Hosentasche riß und damit auf die verdutzten Wärter losging. Mit einer kreisenden Armbewegung schlug er mit aller Kraft auf die Männer ein. Es funkte und zischte, und beide Wärter sackten ohne Gegenwehr auf dem Boden zusammen. Egor gab das Signal für die anderen.

"Bruuuuuuchhhhh", brüllte er in einer Lautstärke, die auch noch den letzten Heiminsassen aus seinem Betablockerdelirium rütteln mußte. Vera sah rüber zu Baumann, der kreidebleich und sprachlos war, weil er Egors Waffe auf sich gerichtet sah. Peter versuchte, mit dem anderen Gewehr die von überall herbeiströmenden Wärter in Schach zu halten. Er gab sich alle

Mühe, gegen das Geheul der Patienten anzuschreien, die sich gerade unten in der Halle aufhielten und nun von dem Durcheinander völlig aus dem Häuschen waren: "Wenn eine Polizeisirene zu hören ist, ist der Doktor tot, und dieses Scheißhaus hier ist dann 'ne Ruine, alles klar?" brüllte Vera die Wärter an.

Endlich hatten an die zwanzig, dreißig mit Brettern und Eisenstangen bewaffneten Prawda-Zecken die Kirche gestürmt. Peter wies wortlos in die Richtung, in der sich *Bruchs* Zimmer befand, und lief dann, zur Treppe vor. Vera rannte, so schnell sie konnte, hinterher. Im Lauf zwängte sie die Kamera aus der Handtasche und filmte drauflos. Weißabgleich und ausgeklügelte Kameraspielchen waren jetzt egal, die Aktion machte das Bild. Als die ersten Zecken die Treppe stürmten, war aus der Ferne ein Martinshorn zu hören. Peter schrie: "Das is' nich' für uns." Alle, die Zecken, das Personal, vorallem aber Egor und der Doktor waren wie erstarrt. Nur die Irren schrien. Peter verlor die Nerven und brüllte los: "Maul halten, sonst hau ich euch zu Klump."

Das Chaos war nun perfekt. Vera hielt mit der Kamera auf die Heiminsassen, die sich immer wütender gebärdeten und jetzt auch noch auf die Wärter losgingen. "Scheiße!" Das kam aus Egors Richtung. "Das sind die Bullen." Damit meinte er das Poltern an der Tür.

Vera zoomte auf den Doktor und schrie im selben Moment: "Alles raus hier."

Das war das Zeichen für die Wärter, zum Gegenangriff zu blasen. Keiner kümmerte sich mehr um Doktor Baumann. Vera sah, wie Peter und die anderen ihre Schläger durch die Lüfte schwangen und machte, daß sie, so schnell sie konnte, zum Ausgang kam.

Drei Wärter versperrten ihr den Weg. Die Kamera lief noch. Sie visierte die Männer durch den Sucher an und schrie: "Laßt mich durch, sonst knallen die den Doktor ab."

Die Männer wichen zurück. Noch ganze zehn Meter, und Vera war bei Egor.

Egor und der Doktor schwitzten jetzt gleichermaßen. Egor, panisch: "Und jetzt?"

Vera schaute kurz auf den Doktor und schrie: "Los! Abhauen!"

Und wieder zum Doktor: "Und du bist eine Geisel, klar."

Vera drehte sich um. Die Wärter hatten inzwischen die Patienten ruhig gestellt und waren frei für den Kampf gegen die mit Eisenstangen bewaffneten Prawda-Zecken. Vera brauchte nicht lange, um zu erkennen, daß die Partie an die Weißkittel gehen würde. Die Zecken waren einfach zu schwach und unausgebildet. Schnell faßte sie einen Entschluss.

"Wo hängen die Kittel, Baumann?"

Doch Egor kam dem Doktor zuvor.

"Vera, da. Hinter dir!"

"Die Garderobe", keifte Vera.

Von draußen hörte man: "Aufmachen!Polizei!"

In Sekundenschnelle hatte Vera zwei Kittel von der Garderobe gerissen, sich selbst einen übergezogen und den anderen Egor zugeworfen.

"Glück gehabt, Baumann! Wir hauen ab und Sie lassen die Bullen rein. Machen sie voll auf Notstand. Egor ist zwar kein guter Schütze, aber in den Rücken, das schafft er immer, alles klar?"

Doktor Baumann war der geborene Schauspieler.

Kaum waren die Türen geöffnet, schrie er los: "Schnell. Ein Überfall. Da drinnen sind sie. Schnell."

Auch Egor und Vera spielten ihre Rollen gut. Keiner der behelmten und schwerbewaffneten Polizisten achtete auf die beiden seltsamen Kittelträger. Sie trampelten stur an ihnen vorbei in die Halle der ehemaligen Kirche.

Die Polizisten, die beim Wagen, der direkt vor dem Eingang geparkt war, geblieben waren, wunderten sich etwas über die beiden vermeintlichen Krankenpfleger, die es offenbar unheimlich eilig hatten, ihre Arbeitsstelle zu verlassen. Vera und Egor kümmerten sich nicht mehr darum; sie rannten so schnell sie konnten zu ihrem Miettransporter, der zwei Häuserecken weiter stand.

"Was eine Scheiße", presste Egor hervor, der völlig aus der Puste war..

"Fahr los, Mann. Nichts wie weg hier."

"Und was ist mit den anderen?"

"Die werden eine Weile auf Staatskosten leben. Nur ich muß mir einen anderen Kontinent suchen, und du dir ein neues Gesicht. Jetzt fahr schon."

Egor tat, was man ihm sagte. Während der Fahrt entledigten sie sich der Kittel und warfen sie in einem unbeobachteten Moment aus dem Fenster.

Vera lachte erleichtert. Egor bog Richtung Autobahn ab. Doch Vera hatte eine andere Idee "Komm, laß den Wagen stehen. Der ist zu gefährlich. Den holen wir morgen ab. Wir fahren mit dem Bus weiter. Aber zusammen. Damit du keine Scheiße baust."

Kapitel 42

Zwei kräftig gebaute Frauen in Uniform begleiteten Vera zum Zellblock D der Justizvollzugsanstalt Tegel. Leider war einer der privaten Käufer des Kirchenklinik-Videos ein guter Freund der Polizei gewesen. Vera hatte zwar rechtzeitig eine Warnung erhalten, war jedoch leichtsinnig gewesen, und so kam es, daß man sie auf der Flucht nach Prag am Hauptbahnhof Dresden aus dem stehenden Zug geholt hatte.

Nun, mit der Aussicht ein Jahr und zwei Monate hinter Gittern verbringen zu müssen, fiel ihr Anton, ihr alter Kumpel von *Interncopy*, ein. Er und seine damalige Freundin hatten ihr eine Dreierbeziehung vorgeschlagen, weil Vera und Anton zu der Zeit ohnehin sehr oft miteinander schliefen. Vera war davon überzeugt gewesen, daß diese Dreierbeziehung nicht an ihr, sondern an Antons Freundin scheitern würde. Die Drei hatten dennoch ihr Glück versucht, und Vera hatte Recht behalten. Das war das letztemal gewesen, daß sie Sex hatte, und es war verdammt lange her. Also würde sie es im Knast auch nicht vermissen.

Sie wollte raus aus Berlin, nach der Haft. Aus einer offenen Zellentür kam Musik. Vera erkannte den Song. Sie ertappte sich dabei, wie sie in Gedanken den Refrain mitsang.

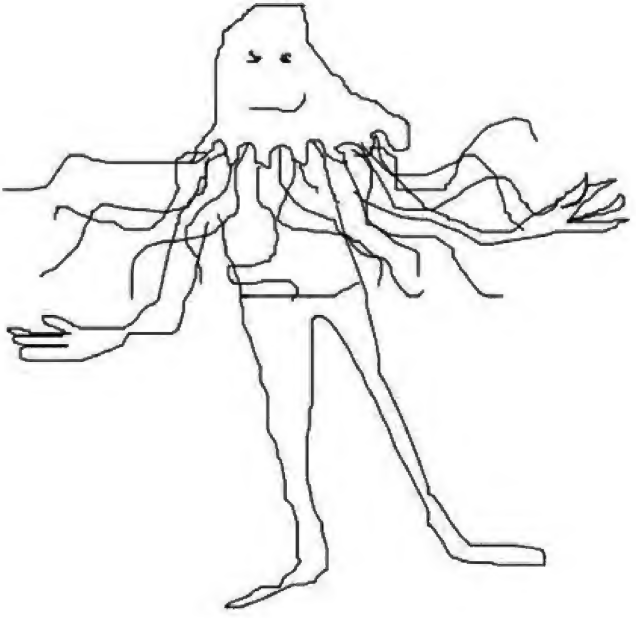
You don't have to say you love me
just because you have
You don't have to stay forever
I will understand
Believe me
Believe me
.....
.....
.....

Epilog

Das plötzliche Verschwinden Paul Boettchers ist bisher nur, nach einer telefonischen Nachfrage der Detektei Petzold, die noch eine Honorarzahlung erwartet, vom Hausmeister Erhardt zur Kenntnis genommen worden.

Copyrighted material

MAAS MEDIA VERLAG



Catalogue

Mit einem Zeichenprogramm namens Facebook Graffiti, das die Socialplatform Facebook ihren Mitgliedern anbietet, hat Laura Tonke für ein halbes Jahr ihren Alltag skizziert. Die Positionen und Perspektiven der Zeichnungen sind nie eindeutig: manchmal Ausdrücke einer Emotion, mal ein Jux, mal reine Farbexplosionen, mal Microdrama, mal fiktive Szenen für einen imaginären Kinofilm, dann wieder Gedanken, Erinnerungen, Visionen. Schnappschüsse aus einem Leben in der Form der einfachen schnellen Zeichnung. Laura Tonke, die als Schauspielerin seit den 90ern des deutschen Kinos bekannt geworden ist, ist mit diesem ersten Buch lässig geblieben, und schafft es so ganz nebenbei Verletztheit zu zeigen und dennoch alle Geheimnisse zu wahren. Wie in ihren besten Filmrollen.

Vol. 31 **Laura Tonke: Meine schönste Zeit – Facebook Graffitis Oktober 2008 – März 2009.**
ISBN 978-3-940999-13-9. 20.00 €

Angela Schubot gründete 2000 zusammen mit Martin Clausen TWO FISH. TWO FISH arbeitet daran herauszufinden, wie sich Performer sowohl körperlich als auch stimmlich-sprachlich äußern, und dadurch einen Eindruck einer komplexen „Gesamtpersönlichkeit" vermitteln können. Der Performerkörper wird um eine Art des Sprechens bereichert, die nicht als Kommentar der Bewegung gelesen wird, sondern als gleichwertige, die Person komplettierende Äußerung. Die in den Performancewind verstreuten Texte aus zehn TWO FISH Produktionen gibt es nun endlich auch auf gebundenem Papier. TWO FISH befriedigen mit dieser Veröffentlichung den Wunsch von Zuschauern, endlich etwas von ihnen in den Händen halten zu können. Die Publikation ist aber auch für all jene lustvollen Schnipselverfolger gedacht, die die Stücke selbst gar nicht kennen.

Vol. 28 **TWO FISH: Ich hatte an diesem Abend auf eine dritte Person Lust.**
ISBN 978-3-940999-02-3. 10.00 €

Zu den wenigen Künstlern, die sich derzeit mit den Wirkungsweisen der Untersicht beschäftigen, gehört die Fotografin Chris Dreier. 'The Grim North' heisst ihre Fotoserie, die an Orten wie Belfast, Derry und Berlin entstanden ist. Allesamt sind dies Orte, die von sichtbaren und unsichtbaren Begrenzungen, heissem und kaltem Krieg geprägt sind und in denen die Schatten Geschichten von Terror, Hass und Glaubensdogmatismen erzählen. Wenn Chris Dreier ein Motiv interessiert, stellt sie ihre als Lochkamera umfunktionierte Keksdose auf den Boden des Trottoirs oder des Straßenrands und das Einzige was Aufmerksamkeit erregen könnte, das ist ihr Warten.

Vol. 27 **Chris Dreier: The Grim North Series.**
ISBN 978-3-940999-01-6. 8.00 €

In den Gouachen der britischen Künstlerin Louise Bristow finden sich sowohl Fragmente von Architekturmodellen, gefundene Werbebotschaften als auch Buchcover und geometrische Formen wieder und werden dabei zu Bestandteilen ihrer minutiös ausgearbeiteten Kompositionen. Narrative Merkmale finden sich in ihren detaillierten Malereien und erinnern an sich überlagernde Bühnenbilder und Filmkulissen, die eine Archäologie der Formen erfinden. So werden Tatlin-Turm und Le Corbusier Bauwerke zu kühlen Fragmenten, zu fiktiven Erinnerungen eines modernistischen Erbes.

Vol. 29 **Louise Bristow.**
ISBN 978-3-940999-14-6. 8.00 €

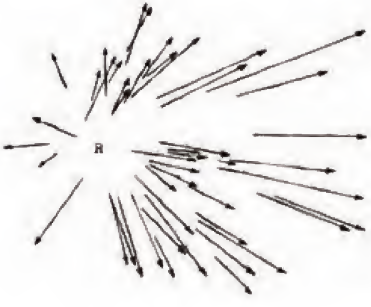
Verdun: Das war die Hölle auf Erden, sie gab den Gespenstern des Krieges ein neues Gesicht. Hier erfand der Tod neue Melodien der Grausamkeit, die dem 20. Jahrhundert seinen Rhythmus gaben. Chris Dreiers Lochkamerafotografien und Andreas Seltzers Zeichnungen bilden Terrainsondierungen, die dem verdeckten Schrecken unter der dünnen Vegetationsschicht Ausdruck zu geben suchen.
Dieser Katalog erscheint anlässlich der Ausstellung von Chris Dreier und Andreas Seltzer „Souvenir de Verdun"
bei Laura Mars Grp., Berlin 2010

Vol. 33 **Chris Dreier und Andreas Seltzer: Souvenir de Verdun**
ISBN: 978-3-940999-15-3. 10.00 €

Die 1994 verstorbene Ursula Bogner begeisterte sich für die Aktivitäten des Kölner Studios für elektronische Musik, besuchte Mitte der 1960er Jahre Seminare bei dessen Begründer Herbert Eimert, beschäftigte sich intensiv mit der Musique concrète und teilte später mit ihren Kindern eine Liebe zu englischem New Wave. Doch Ursula Bogner war nie aktiver Bestandteil einer Szene, schien nicht ambitioniert, ihre Musik einer Öffentlichkeit zugängig machen zu wollen. Jan Jelinek entdeckte durch einen Zufall das musikalische und künstlerische Oevre dieser fantastischen Künstlerin. Diese Single ist die erste Vinylveröffentlichung im Maas Media Verlag.

Seite A: Photosphaere (1:39), Rhythmus 80 (2:15)
Seite B: Synchronton 2 (2:34), Expansion (Version) (1:55)

Vol. 32 **Ursula Bogner - Pluto hat einen Mond**
7 inch vinyl single.
Limited edition of 300 copies. 10.00 €



BACK CATALOGUE

Vol. 07 Louis Pergaud: Reinekes tragisches Ende. ISBN 978-3-929010-63-3	9.00 €
Vol. 08 Mario Mentrup: Print Identitäten. ISBN 978-3-929010-65-7	14.00 €
Vol. 09 Hermann Ungar: Die Verstümmelten. ISBN 978-3-940999-06-1	12.50 €
Vol. 10 Hermann Ungar: Die Klasse. ISBN 978-3-940999-05-4	12.50 €
Vol. 11 Rainer Knepperges: GDINETMAO. ISBN 978-3-929010-74-9	14.00 €
Vol. 12 Robert Bramkamp/Olga Fedianina: PRÜFSTAND 7. ISBN 978-3-929010-75-6	15.50 €
Vol. 15 Ursula Döbereiner: Autos/Filme/Frauen/... ISBN 978-3-9812127-5-4	11.00 €
Vol. 16 Gruppe-M: Die Welt in der wir wohnten. ISBN 978-3-940999-07-8	13.00 €
Vol. 17 Bruno S.: Die Fremde ist der Tod. ISBN 978-3-9812127-4-7	9.80 €
Vol. 18 Joey Arias: The Art of Conversation. ISBN 978-3-940999-11-5	18.50 €
Vol. 19 Heinrich Dubel: Helikopter Hysterie Zwo. ISBN 978-3-929010-77-0	19.00 €
Vol. 20 Marc Brandenburg: white rainbow – 2ème édition. ISBN 978-3-9812127-2-3	27.00 €
Vol. 21 Der Horror-Omnibus. Kurzgeschichten von William Wilkie Collins, Walter de la Mare, Montague Rhodes James, Gustav Meyrink, Robert Louis Stevenson ISBN 978-3-940999-04-7	13.00 €
Vol. 22 Vitek Marcinkiewicz: Brennpunkt Brooklyn. ISBN 978-3-9812127-3-0	11.00 €
Vol. 23 Feinmotorik Kompendium Marc Matter, Institut für Feinmotorik (Hrsg.). ISBN 978-3-940999-12-2	14.00 €
Vol. 25 Ursula Döbereiner: frauen/hier/musik/paranoia/... ISBN 978-3-929010-63-3	14.00 €
Vol. 26 Rainer Kamlah: Fugitives. ISBN 978-3-940999-00-9	12.00 €

Alle Anfragen und Bestellungen an / All enquiries and orders at

MAAS MEDIA VERLAG
Mentrup - Schmitz GbR
Sorauer Straße 3
D - 10997 Berlin
Germany
Tel +49(0)30.61074632 Fax +49(0)30.61074631
E-mail order@maasmedia.net www.maasmedia.net